

Ernst Wiechert - Christ oder Abtrünniger?

Stellungnahme eines Freundes / „Ihr sollt nicht wohlleben, lebt als Verkündiger.“

Nach einer schweren Operation liegt Ernst Wiechert, an beiden Beinen gelähmt, auf dem Rütihof in der Schweiz. Mit letzter Anstrengung hat er noch seinen Roman „Missa sine nomine“ beenden können. Der Verfasser des folgenden Aufsatzes nimmt als persönlicher Freund und ehemaliger Schüler Wiecherts zu einer im Meinungsstreit oft gestellten Frage Stellung.

Seit der „Rede an die Jugend“ sind nun vier Jahre vergangen, und es ist wieder still um Ernst Wiechert geworden, wenn auch hier und dort eine Woge der Entrüstung gegen ihn anschwillt und wieder verebbt. So still wie in den langen Kriegsjahren als sein Schweigen „befohlen“ war und neue Manuskripte auf dem Hof Gagert vergraben werden mußten, um sie vor zugreifenden Händen zu schützen. In dem Verhältnis eines Volkes zu einem seiner stillsten und bescheidensten Dichter hat sich nun leider das Mißtrauen eine Zeitlang zur Mißachtung gesteigert, die ihre Beweisgründe an Hand der Forderungen der christlichen Lehre sicher in der Hand zu haben glaubte. Es ergab sich nämlich der für uns unangenehme Tatbestand, daß der Dichter sich in Gram und Schmerz von einem Teil dieses Volkes abwandte, nachdem er, ohne Verständnis zu finden, ihm die Liebe gepredigt hatte und die Rückkehr zum reinen Bild Christi, das allein uns zu reinigen und zu verwandeln vermöchte. Darf aber ein „christliches Volk“ schweigend und hart an einer Stimme vorübergehen, die in Erzählungen wie „Das Heilige Jahr“, „Tobias“, „Tante Veronika“, „Der Todeskandidat“ und der „Kinderkreuzzug“ das unantastbare Erbe christlicher Liebe und Erlösung vielen Menschen der ganzen Welt als wirkliches Vermächtnis hinterlassen hat?

Wie aber, wird man entgegen, steht es in Wahrheit mit dem Christentum dieses Dichters? Haben wir nicht gegenteilige Beweise in anderen seiner Bücher (dem vielbesprochenen „Arger Agricola in den „Jerominkindern“ zum Beispiel), die uns vor solcher Verkündigung beinahe warnen? Es ist nicht zu leugnen, der Seinsgrund, von dem sich die Gestalten seiner Dichtungen lösen, ist mannigfaltig und erscheint nicht in mustergültiger Eindeutigkeit. Er tut dies aber bei kaum einem Dichter, so lange er ein Mensch ist. Es geht nur darum, zu erkennen, ob die Liebe, die makellose Liebe, über dem scheinbaren Dunkel des dichterischen Geschehens wacht oder die Willkür und ob die Gesetze heiliger Ordnung letztlich auf-

gezeigt oder angezweifelt werden, und hierin zeigt sich Ernst Wiecherts unanfechtbare Bedeutung: daß er nicht nur und immer aus der Liebe schreibt, sondern daß er auch so lebt, wie er schreibt, und vieles zu sagen mehr als andere berechtigt ist, weil er nur das schreibt, was er gelebt, durchlitten und vor seinem sehr wachen Gewissen geprüft hat.

Wie viele Menschen in ihren bittersten Stunden sich Trost aus Ernst Wiecherts Dichtung geholt haben, wissen in Deutschland sehr viele. Aber wenige wissen, wie dieser Dichter nun eigentlich lebt und ob am Ende nicht doch jene recht haben, die seine Dichtung wie sein Leben als einen schönen Traum bezeichnen, in Formung und Geste meisterhaft, aber am Ende nicht stichhaltig, ein „duftiges Gewebe“, voller Schönheit, aber ohne letzte Verpflichtung. Statt der Geschichten und schönen Worte anderer, trug er die Qual des Konzentrationslagers, statt vieler Reden der Gewaltigen, ging er ins Schweigen und litt. Man nehme sehr wörtlich und verbindlich, was er in „Jahre und Zeiten“ über den Wandel in seinem Glauben schreibt zu jener Zeit, als er als Erzieher im Hause des Barons Grotthuß tätig war: „Es war nämlich unter dem Einfluß der tiefen Gläubigkeit, die das ganze Haus erfüllte, auch im Religiösen ein Wandel mit mir vorgegangen. Es hatte mir zum Beispiel einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, was mir einmal wie eine scheue Beichte erzählt worden war. Die älteste Tochter Grotthuß, ein etwa zwanzigjähriges Mädchen von großer Schönheit und Lieblichkeit, wie die Bilder zeigten, war in Kurland kurz vor der Revolution mit dem durchgehenden Reitpferd gestürzt und nach ein oder zwei Tagen an ihren Verletzungen gestorben. Sie war das Lieblingskind des Barons, und dieser Tod hatte ihn mit einer schrecklichen Schärfe

getroffen. Aber als der letzte Atemzug des Kindes erloschen war, hatte er sich von der Seite des Lagers erhoben, war in sein Zimmer gegangen, hatte sich, zu Tode erschöpft, auf sein Ruhesofa gelegt und still vor sich hingesprochen: „Großer Gott, wir loben dich...“ Darin lag für mich eine Größe und ein Behütetsein des Herzens, die ich kaum zu begreifen vermöchte. Es war nicht Lehre oder Dogma, sondern eben Gläubigkeit. Eine Gläubigkeit, die den ganzen Seinsgrund so durchtränkt hatte, daß kein Zweifel, kein Schicksalsschlag ihm etwas anzuhaben vermöchte.“

Wer nun fast 25 Jahre hindurch miterlebt hat, wie solche Zuversicht und solcher Glaube immer mehr das Leben dieses Dichters erfüllt hat, erschrickt vor der Blindheit, mit der auch Christen achselzuckend und bedauernd an ihm vorbeigehen können. Auch ein Dichter erhält seine Berufung von Gott, auch er gehört als Handelnder, Leidender und ~~W~~Erkennender zur „Gemeinschaft der Heiligen“, auch er bedarf als ringender und sich hingebender Mensch des Vertrauens.

Wir wissen sehr wohl, wie sehr auch ein Berufener in Schuld und Irrtum fallen kann. Wir wissen, wie groß die Gefahr der Einsamkeit und Isolierung für ihn werden kann, und eben darum sollten wir ihn davor bewahren und doppelt seine Liebe sowohl wie sein tapferes Handeln entgelten. Und wir sollten nicht stolz darauf sein, wenn mitunter auch aus einer betont christlichen Haltung heraus ein Mensch geschmäleret wird, der nicht das Seine gesucht hat und seinem Vorbild gemäß uns als seinen Abiturienten in seiner Abschiedsrede vor 3 Jahren das verpflichtende Wort mitgab: „Ihr sollt nicht wohlleben, lebt als Verkündiger.“

Gerhard Kamin

Diesen Aufsatz hat Ernst Wiechert noch vor seinem Tode gelesen und mir in seinem letzten Brief an mich (vom 24.3.1950 - siehe dort: 'Briefe an einen Werdenden') gedankt.

MÄRZ 1950

Das einfache Leben

Zum Tode Ernst Wiecherts

Für die ihm Nahestehenden kam die Todesnachricht nicht überraschend. Sie wußten, daß mühsam und mit letzter Anstrengung nur das letzte und gütigste Werk, die „Missa sine nomine“ beendet worden war. Sie nahmen täglich teil an den Schmerzen, die danach begannen, am Ende seines Lebens nun nach allem auch die quälenden Schmerzen des Körpers und die Lähmung der Glieder. Und sie waren erschüttert, als sie erfuhren, mit welcher unsäglichen Geduld auch dieses Letzte getragen wurde und wie er bis zuletzt am Schicksal aller Getreuen und Freunde noch teilnahm und sich um sie sorgte. Wir wollen nicht, nachdem dieser Mensch phrasenlos und in einmaliger Vorbildlichkeit sein Leben dem Dienst an der Menschheit hingegeben hat, mit einem Ruhmes- und Lobeshymnus beginnen, der ihm uneingeschränkt während seines Lebens niemals zuteil wurde. Wir wollen das tun, was er uns alle ein Leben lang und uns, die wir seine Schüler sein durften, in den Jahren engster Verbundenheit gelehrt hat: in der Stille und in der Unauffälligkeit das unsere zu tun, diesmal nun allerdings und als im tiefsten Bewege und von ihm Verwandelte in der Liebe und in dem Bekenntnis zu ihm, der gegangen ist und der nicht mehr für uns eintreten und bittere Stunden durch seine Nähe uns „sanfter“ machen kann.

Wir wissen, daß die Jugend, die einmal ihm zu Füßen saß und in verwundertem Schrecken anfangs und dann in niemals endender Dankbarkeit sein Wesen und sein Wirken erfuhr, heute noch es als eine besondere Gunst und vielleicht als eine Gnade betrachtet, daß einmal Großes an ihr geschah. Daß einer kam und nicht als Lehrer und „Erziehungsberechtigter“, sondern als Liebender, Helfender und sich Verschwendender vielen Jahrgängen unserer Schule sich hingab, als ein gütiger und der Jugend und ihrer Zukunft dienender Mensch, als ein ganz Stillter und in sich Versunkener, der an jedem Morgen wie aus den großen Wäldern seiner Kindheit auftauchte, Tau noch auf seinen Füßen, den Glanz der Morgenröte in seinem Gesicht und das Geheimnis eines unzweifelhaften Wissens oder Ahnens in seinen Blicken. Der unter den jungen Menschen wie einer saß, der von Gesicht zu Gesicht abtastend die Bankreihen entlang sah, prüfend, ob es sich lohne — und er wußte ja, wie sehr es sich lohnte — und der zu erkennen versuchte, worauf wir warteten und daß es mehr war, als was wir von anderen erwarteten. Der dann die ganz verborgene Fülle seines liebenden Herzens vor uns öffnete, behutsam, von einer alle gelehrte Pädagogik übersteigenden Klugheit, von dem sicheren Instinkt dessen geführt, der in allem Gott mehr gehorchte als den Menschen und der davon überzeugt war, daß mit jeder Jugend und jeder neuen Generation einmal das Große beginnen konnte, auf das eine

gequälte Menschheit und der Aufschrei der Jahrhunderte wartete. Daß einmal aus ihr die Berufenen und Tapferen aufstehen würden, die mit den gütigen und ganz unerschrockenen Herzen, die bis in den Tod Getreuen, die Gehorsamen, die Phrasenlosen, die aus der Stille Handelnden und alle, die Gott und den Menschen über das Maß des Alltäglichen und Herkömmlichen hinaus sich hingaben und sich in brennender Liebe verschwendeten, damit die Kommenden es schon leichter hätten und die nach ihnen Kommenden wüßten, wie man der Menschheit Leid und Tränen ersparen könnte.

Wir wissen, was er uns damals bedeutete, und wir wissen auch, was er der heutigen Jugend als Vermächtnis überläßt. Und es ist uns nun schon Älteren ein Trost, zu sehen, wie auch die heutige Jugend an dem Werk des Heimgegangenen nicht nur nicht vorbeigeht, sondern oft in heiliger Scheu erkennt, daß es sich hier auch für sie um ein wirkliches Testament handelt, das ihnen vor allem hinterlassen worden ist. Wie sollte es auch anders sein, und ist nicht gerade das letzte Werk des Dichters ein Aufruf an die Jugend der ganzen Welt, die Spaten in die Hand zu nehmen und mit dem Neuen in letzter Stunde zu beginnen?

Das ist das Größte vielleicht am Leben dieses Menschen gewesen, daß er von seinen Anfängen bis zu seinem Ende Treue bewahrt hat, im Handeln, im Bekennen, im Erleiden, im Glauben, in der Hingabe, im Schweigen und nicht zuletzt und am überzeugendsten in seinem Werk. Daß bis in die letzten Einzelheiten der Sprachbilder und Gestalten seiner Bücher alles nur ein ruhiges Fortschreiten auf dem einmal begonnenen Wege war, im Wesentlichen und bis in das Klangliche der Sprache hinein sich wiederholend, wie auch die Sprache der Bibel trotz der Verschiedenheit ihrer Präger sich wiederholt, und wie er ihr das meiste, und wie er immer wieder bekennt, das Wesentlichste seines ganzen Lebens und Schaffens verdankt. Und am Ende nun, nach den Prüfungen des Konzentrationslagers und den tausend Anfechtungen durch die Menschen, die so gern gesehen hätten, daß er einmal wenigstens Konzessionen gemacht hätte, hat er aus der Gnade des Schöpferischen und aus der Reife des schon von dieser Erde Gelösten in der „Missa sine nomine“ besonders der deutschen Jugend ein Vermächtnis hinterlassen, wie es in der Weisheit der Erkenntnis in ähnlicher Weise heute wohl keiner Jugend, auch in den Siegerstaaten nicht, hinterlassen worden ist. Es wird die Zeit kommen, wo ihm einmal dafür gedankt werden wird, wenn die Schatten des Irdischen seines vom unsäglichen Leid verdüsterten Lebens einmal Licht geworden sein werden, Licht, Trost und Leben gewordene Liebe.

Gerhard Kamin

Schulausflüge mit Ernst Wiechert

Am Lagerfeuer erzählte er von seinen Träumen / Von Gerhard Kamin

Am 24. August des vergangenen Jahres starb Ernst Wiechert auf dem Rütihof in Uerikon in der Schweiz. Aus Anlaß der Wiederkehr seines Todestages bringen wir die nachstehende Schilderung eines seiner Schüler, Gerhard Kamin. In diesen Zeilen lernen wir den Dichter, der einer der bedeutendsten Repräsentanten zeitgenössischen Schrifttums war, als Menschen und ernsthaften Erzieher kennen; sie erinnern an die Zeit, in der Ernst Wiechert als Studienrat in Königsberg wirkte (1911—1930). — Zu seinem ersten Todestag wird der Münchener Verlag Kurt Desch drei Neuerscheinungen herausgeben: „Es geht ein Pflüger übers Land“, Betrachtungen und Bekenntnisse aus seinem Nachlaß, „An die Deutsche Jugend“, ein Sammelband seiner Reden, darunter eine 1929 gehaltene Abschiedsrede an seine Königsberger Abiturienten und die Anthologie „Ernst Wiechert — der Mensch und das Werk“. Diese 1947 erschienene Würdigung ist um eine umfassende Biographie und einen Ueberblick über sein gesamtes Schaffen erweitert worden.

Hier vielleicht ist nun auch der Ort, einmal noch zusammenfassend etwas über die vielen und immer eigenartigen Ausflüge zu sagen, die wir mit Ernst Wiechert unternahmen. Es ist uns fast zur Selbstverständlichkeit geworden, daß wir im Gegensatz zu allen anderen Ausflügen fast nur in der Nacht hinauswandern, im späten Abend, wenn die Lichter der Stadt erloschen sind und der Bürger zu Bett gegangen ist. Es klingt wie eine Auflehnung, und es ist doch nur ein Wunsch, unter den Sternen der in dem weglosen Dunkel einer schwarzen Nacht die stilleren Stimmen in und um uns zu hören und das zu erleben, was Rainer Maria Rilke als das Große aller Nächte preist: die Größe und Feierlichkeit des unendlichen Raumes im Gegensatz zu der Beschränktheit und Enge unseres Lebens und unseres Eifers. Daß wir Ernst Wiechert zugleich einen freien nächsten Tag für seine Arbeit damit ermöglichen, ist uns nur am Rande bewußt, aber wir sprechen darüber, und wir finden es ganz in Ordnung. Und so fahren wir einmal mitten im Winter in einer hellen Nacht mit den Rädern über Metgethen in die Kaporner Heide, zünden auf dem lockeren Schnee ein Feuer an, sitzen im Kreis darum in unseren Mänteln und singen unsere Lieder, hören zu, wie einer ganz leise und hingeeben den „Felderstrauch“ singt und schrecken aus der Stille auf, als Ernst Wiechert die Hand hebt und aus seiner Pistole einen gellenden Schuß in die Nacht jagt. Niemand findet es „verrückt“, wir alle empfinden uns in der Stille der Nacht wie eine Schar tapfer oder verschworener Brüder am Rande der Welt und auf der Suche nach dem Land unserer Sehnsucht. Ernst Wiechert erzählt uns von seinen Träumen, in denen auch wir mitunter erscheinen, er läßt seine Stimme sinken, daß wir nur das Krüstern der Flammen hören, das tiefe und hohe Rauschen des Waldes und den lagenden Schrei eines Vogels. Das Feuer erlischt, und weiter fahren wir, eine stille, brüderliche Kolonne, keine Schulklasse mehr, die Gemeinschaft von Hingeebenen, von denen jeder sein besonderes Schicksal haben wird, einen besonderen Auftrag, seine besondere Mission. Nach Mitternacht kehren wir in die Stadt zurück, reichen uns stumm die Hände und gehen als im tiefsten Bewußtsein zu Bett, auch mit dieser Nacht aus dem Alltäglichen in das Besondere erhoben, glühende und brennende Legende, die sich bereiten wird, einmal das ihre ohne Furcht und Zittern zu tun.

Keine Bange vor Pregel-Morast!

An einem anderen Abend im Herbst treffen wir uns hinter dem Juditter Stadtwald, es regnet rieselnd in unsere Windjacken, Ernst Wiechert und Dr. H. sehen sich vielsagend an, und dann wandern wir in das ausweglose Dunkel des Waldes hinein, an einem unsichtbaren Kanalufer entlang, und es ist so dunkel, daß wir alle drei Schritte in Morast treten und langst bis über die Knöchel durchnäßt sind, als wir hinter dem Wald die Pregelwiesen erreichen und durch offene Wasserlachen waten. Wir waten im Gänsemarsch, hin und wieder lacht einer auf, wenn das Wasser bis zu den Knien hochspritzt, aber Ernst Wiechert küm-

mert sich nicht um Klage und Anruf, er geht unsichtbar in der undurchdringlichen Schwärze an der Spitze und zieht uns ohne Gnade hinter sich her. Die Pregelwiesen sind stellenweise ganz überschwemmt, und da in der Dunkelheit und in dem Wasser Pfade nicht mehr auszumachen sind, stapfen wir einfach durch das oft kniehohes Wasser, und es ist gut, daß dabei gelacht wird und daß alle es „großartig“ finden. Wir kommen am Ende an breite Gräben, über die keine Brücken führen, und in der nun einmal begonnenen Verwegenheit beginnen einzelne, bis zu den Hüften im Wasser, auch die Gräben zu durchschreiten, obwohl niemand es von ihnen verlangt. Endlos erscheint uns der Marsch durch die Wiesen, bis wir nach Mitternacht wieder feste Straße betreten und uns orientieren können. Es ist noch ein weiter Weg zur Stadt zurück, aber wir gehen im Eilmarsch hintereinander, und als wir uns am Stadtrand trennen, sagt Ernst Wiechert, es sollte keiner wagen, in den nächsten Tagen etwa zu fehlen oder ihm die Eltern auf den Hals zu schicken. Es hat keiner gefehlt, und es hat sich keiner bei den Eltern beschwert. Wir wußten, was er mit dieser Nacht uns hatte sagen wollen: daß an ihren Strapazen und Widerständen nicht nur sich unsere Selbstüberwindung stählen sollte, daß wir auch lernen sollten, im Gefährlichen und scheinbar Bedenklichen zusammenzustehen und hinter einer solchen Prüfung die Verlässlichkeit einer Gemeinschaft zu beweisen. Der Krieg hat später an uns alle härtere Proben gestellt, und vielleicht hätte ich sie schwerer bestanden, wäre diese Nacht in der Jugend ihnen nicht vorausgegangen mit der stummen Mahnung, tapfer durchzuhalten und in allem männlich zu bestehen. Wenige Erzieher haben bis zu der Grenze solcher Möglichkeiten vorgetastet, aber Ernst Wiechert wußte wohl, was einem Geschlecht zugemutet werden mußte, das einmal nicht vor dem Schwersten verzagen durfte um des Gerechten und Guten willen, das hinter allem Mühevollen und Schweren wartete.

Kuckucksruf im Wald von Gr-Raum

Und an eine dritte Nacht erinnere ich mich, als wir uns im Spätsommer mit unseren Rädern auf der Straße zum Ostseebad Cranz trafen und nach einer Fahrt durch die helle Nacht eine Stunde vor Mitternacht den Strand erreichen und ein Feuer anzünden. Wir sind alle sehr müde, aber erst nachdem das Feuer uns erwärmt hat, dürfen wir uns hinter den Weiden in den Dünen in die Decken wickeln und „schlafen“. Wir tun es wirklich, ich selbst schlafe sofort ein und bin sehr verstört, als eine Stunde später Ernst Wiechert mich als einen der Letzten nicht gerade sanft weckt und dann mit uns weiterfährt. Ich habe vergessen, wo und wann diese Fahrt endete, aber es ist mir, als hätten wir am nächsten Morgen auf den Dünen der weißen Berge in der Sonne gelegen und einigen Schlaf nachgeholt.

Nicht immer sind es die Nächte, einmal wandern wir in schöner Geißtheit zusammen den Landgraben entlang, und an einem freistehenden Baum führen die „Künstler“ unter uns karikierte Szenen aus Opern auf und fordern

unsere Kritik heraus. Es geschieht nun selten nur noch ganz Banales, wir versuchen in einer Art „schöpferischen Geistes“ zu leben, jeder von uns, und wir sind in Dialektik und Redekunst soweit geschult, daß wir einen Vormittag gemeinsamer Gespräche mit viel Humor und mit der Freude an immer neuen Einfällen bestreiten. Es artet nichts ins Gekünstelte aus, wir bemühen uns nur, nicht „geistlos“ zu erscheinen, und Ernst Wiechert lächelt nachsichtig über unser mitunter einfältiges Bemühen.

Unvergeßlich und am schönsten aber jener klare Maimorgen, an dem wir uns vor der Königsberger Luisenkirche treffen und von einem hierfür Bestimmten verschlossene Umschläge empfangen, auf der Kopiseite mit der winzigen Schrift Ernst Wiecherts beschrieben, aus der jeder Zeit und Ort ablesen kann, wo und wann der Umschlag mit dem darin befindlichen Auftrag zu öffnen ist. Ich hatte einen Umschlag mit meinem damaligen Schulfreund zusammen empfangen, und nach einer gemeinsamen Radfahrt bis Groß-Raum, einem zwischen Königsberg und Cranz gelegenen Waldgebiet, hatten wir festzustellen, ob der Kuckuck schon rufe und von einem Waldwärter uns eine schriftliche Bestätigung darüber geben zu lassen, daß wir bei ihm gewesen waren. Unvergeßlich die Hingabe, mit der alle Aufgaben durchgeführt wurden, unvergeßlich der Maimorgen, an dem wir beide nun in dem erwachenden Wald liegen und den Kuckuck nicht einmal, sondern hundertmal über den Wald läuten hören, und unvergeßlich der darauffolgende Tag, als alle von ihren Aufträgen berichteten.

Julklipp in Sarkau

Der letzte Abend, von dem ich erzählen will. Zwei Tage vor Weihnachten wandern wir bei strengem Frost in unser altes Sarkau hinaus, wo wir uns damals „gefunden“ haben. Wir sind zu viert oder fünf vorausgefahren und haben den Herbergsraum hergerichtet, den Baum aus dem Wald geholt, die Kerzen aufgesteckt und die vielen Julklappakete in einem großen Berg vor dem Baum geschichtet. Wir haben einen milden Punsch bereitet, der bei der Ankunft der anderen einen süßen Duft verbreitet, und als alle da sind und unsere Geigen ausgepackt auf den Tischen im geheizten Raum liegen, gehen wir zuerst in den Wald vor der Herberge und zünden auf einer mit hohem Schnee beladenen Tanne die vorher dort aufgesteckten Kerzen an, die still und ruhig in der strengen Frostluft brennen. Dann heben wir unsere Geigen ans Kinn, und mit den noch zimmerwarmen Händen spielen wir die alten Weihnachtslieder nun draußen im Wald, und die anderen singen leise mit. Als die Finger langsam im Frost erstarren, löschen wir die Kerzen, gehen zurück und wärmen uns im erhellten Raum, wo nun die Lichter unter dem vielfachen Atem leise flackern. Die Pakete gehen von Hand zu Hand, der Punsch wird eingeschenkt und die Lieder, die wir singen, sind ohne Ende. Ernst Wiechert sitzt unter uns und blickt verloren und versunken in das Licht der Kerzen, er hört und sieht zu und schweigt, als dürfe er noch nicht sprechen, und erst nach einer langen Zeit schlägt er langsam einen kleinen vor ihm liegenden Band auf und liest uns die „Legende vom letzten Walde“ vor, worin der Heiland vor einem Kronenhirsch die vertriebene Kreatur langsam aus den Flammen führt, unter denen der geschlagene Wald hinter ihnen versinkt. Es ist stiller als in einer Kirche, die Worte kommen klagend und schmerzvoll aus seinem Mund, und wir ahnen, daß sie als eine Mahnung uns treffen, Hüter des Stillsten und Hilflosesten zu werden, der stummen und immer gesegneten Kreatur Gottes, die durch die Jahrhunderte neben den lauten Menschen im Schweigen und in der Notwendigkeit des Natürlichen ihr Leben erfüllte. — Als wir am andern Morgen nach Hause fahren, geht die heilige Stille dieses Abends in unsere Häuser mit, in denen nun die Eltern zum Fest rüsten, um den Glanz der Liebe wie in allen Jahren um uns zu verbreiten . . .

Hof Gagert / Zum Todestag von Ernst Wiechert am 24. August 1950

Ueber dem Wald am Rande des Gartens hängt seit zwei Stunden die schwarze Wand eines Gewitters. In fahl-rötlichem Licht erglänzen jenseits der Loisach die Gipfel der Berge, schlafenden Riesen gleich, durch deren Träume die Wolken gehen, Bilder aus vergessenen Märchen, Gedanken eines noch nicht zur Ruhe gekommenen Herzens, traumwandelnd in eine immer größere Ferne und Tiefe, versinkend in eine ausweglose Schwermut. Blitze jagen in Bündeln über die Tannenzwipfel, und leise nachhallend rollt es dumpf und zagend über die Gründe, eine den Raum abtastende Stimme, geisternd um die Hecke des Hofes, um die Bäume am Gartentor, niederfallend in das wuchernde Gestrüpp um den Seerosenteich, auferstehend im leisen Rauschen der Blätter des großen Apfelbaums vor dem stillen Haus.

Tief und unruhig flattern Schwalben durch den Garten, während ich dieses schreibe, und immer von Zeit zu Zeit flammt es über dem Walde auf, wühlt es in den Wipfeln der Bäume, trifft es an mein Ohr als eine mahnende, suchende, unruhige Stimme, und vielleicht ist es seine eigene, die Stimme des verewigten Dichters, der die Menschen sucht, die er liebte und für die er lebte.

Jetzt, wo der Regen auf das Dach nieder-rauscht, sitze ich oben auf der Altane, wo vor sechs Jahren die Gestalten der „Jerominkinder“ beschworen wurden. Ich sehe mich um, blicke in den Garten hinunter, lausche durch die geöffneten Fenster ins Haus hinein. Ja, es ist alles wie früher. Der Brunnen singt in den Nächten sein leises, wehmütiges Lied, die Tannen mit der Birke und Linde stehen wie einsame, lautere Wächter an der Straße, die Apfelbäume und jungen Fichten empfangen wie zu seinen Lebzeiten den Segen der Jahre, die Schwarzpappel am äußersten Ende des Gartens wächst Ring um Ring höher aus ihren Wurzeln, und die Seerosen öffnen wie früher ihre weißen Sterne unter der Sonne und schließen sie, wenn der Abend kommt und Tau aus den Wiesen aufsteigt.

Auch das Haus ist das alte geblieben, die große, fast feierliche Schönheit der Bibliothek, wo sein modellierter, wunderbar deutlich geprägter Kopf auf dem Fenstersims sich gegen das Licht des Tages abzeichnet, wo die schlichten, herben Züge der befreundeten Käthe Kollwitz den Eintretenden mahnen, dem Schweigen hier den Vorzug zu geben, wo neben dem Leuchter und der Bibel auf dem großen Tisch die im Schmerz erstarrte Gestalt der „Klagenden“ steht und die goldschimmernden Rücken enloser Bücherreihen auf den hohen Regalen als eine tröstliche Gewisheit jene „andere“ Welt verbürgen, für die er gelebt hat und aus der er mit seiner sanften, immer traurigen und unsterblichen Stimme uns leise anrührt.

Ja, die Stille ist geblieben, wie sie hier Gesetz und Bedingung war. Und die Hüterin dieser Stille ist geblieben, die Gefährtin seines

Lebens, die das ihre tut, um das Unzerstörbare seines Lebens in aller Einfachheit zu bewahren.

Und die guten Geister sind geblieben, die Helfenden und Bewahrenden, Freunde, die gehen und kommen, und die wissen, wie alles Unvergängliche einzugehen hat in die verwandelten eigenen Herzen und die der Kommenden.

Kein Museum, keine Erstarrung des Gewesenen, keine Anbetung des Oertlichen. Sondern ein behutsames zeitliches Betreuen nur einer Stätte, über der Gottes Hand einmal sichtbar geworden ist im demütigen Werk eines begnadeten Menschen.

Weithin leuchten die Blitze, während ich diese Worte schreibe. Weithin und mahndend rollen die Donner über den Wald hinaus in die Täler. An vielen Orten unserer verdunkelten Erde mögen zu gleicher Zeit hier und dort einsame, stillgewordene Menschen über seinen Büchern sitzen, und es mag sein, daß sie nicht weniger als ich dabei allen Stätten nahe sind, an denen er einmal gewohnt hat. Dankbar aber möchte ich alle in dieser Stunde wenigstens teilnehmen lassen an der Stille und dem Frieden seines Hofes, der über das Oertliche und Zeitliche hinaus überall dort ist, wo das hier geborene Wort aufersteht und Wohnrecht, Heimat und lebensdige Wirklichkeit findet in liebenden Herzen.

Gerhard Kamin

OSTPR. - PLAT

AUGUST 1953

Zum Todestag von Ernst Wiechert

Von Gerhard Kamin

Ein seltsamer Rückblick, den man zu halten gezwungen ist, wenn man die verflossenen zwölf Jahre seit Kriegsende betrachtet, in denen mein Schicksal — wie kein anderes vielleicht — dem Leben meines unvergeßlichen Lehrers und Freundes Ernst Wiechert verpflichtet war. Wieviele Schatten auf dem Weg, wieviele Enttäuschungen, wieviel Zerbrechen sogenannter „glühender Wiechertfreundschaften“ und scheinbar unzerstörbarer Bindungen. Und jetzt an seinem Todestag, in dem Jahre, in das sein siebzigster Geburtstag fällt, nichts anderes als das Einfache und Unzerstörte seines so vielfach mißdeuteten Bildes, wie es, meinen eigenen Verwandlungen und Entwicklungen zum Trotz, unverändert vor mir steht wie an jenem Abend an der Küste bei Brüsterort, als ich in der Dämmerung neben ihm sitze und wir im Windschutz eines Fischerbootes aufs Meer hinausblicken. Es war die Zeit seiner großen Vereinsamung, seines Durchbruchs zur letzten Tapferkeit eines Künstlerlebens mit aller damit verbundenen Verantwortung. Die Trauer in seiner Stimme höre ich noch heute, als er mir sagt, wie bitter es für ihn zu sehen sei, daß die Menschen seiner nächsten Umgebung in der Schule ihn nicht begriffen.

Wir sind, wenn wir die großen Dichter unserer Gegenwart betrachten, dankbar für die klare, ehrfurchtsvolle Gediegenheit Hans Carossas und die vielseitige, in dichterischer Fülle und menschlicher Haltung unersetzbare Eigenart Hermann Hesses z. B., aber wir möchten, im Zusammenklang des Weltgeistes,

nicht die Stimme Ernst Wiecherts missen, weil sie, gesammelt und ohne Furcht, als die einzige wohl berechtigt war, Klage zu erheben und Trauer zu zeigen als eine Haltung, die nicht von Ungefähr kam und in Zeiten des Niedergangs deutlich zu machen berufen war, wieviel an verschütteter Liebe es auszugraben galt.

Wir haben es nicht nötig, Werk und Menschentum dieses Stillen und Einsamen noch einmal zu beschwören. Was an einem Gedenktage wie diesem die Seele anrührt, sind Streiflichter gleichsam seines Wesens, wie es Tag für Tag unauslöschlich und in immer spürbarer Liebe an uns teilnimmt. Die Erinnerung an die Unterrichtsstunde in der Aula unseres Gymnasiums z. B., als er uns nach der Besprechung von Ibsens „Peer Gynt“ Griegs Musik dazu vorspielt, auch darin immer er selbst, in der behutsamen Art besonders, wie er Tempi und Bezeichnungen deutet, den Gebrauch des Pedals auf ein Mindestmaß einschränkt und beim Spiel zu vergessen scheint; daß er unter uns ist. — Die Stunden, als er mit uns Bilder von Masareel, Käthe Kollwitz und Dix bespricht, immer in der verhüllten Absicht, das menschlich Unmittelbare darin an Leid, Not und Anklage in uns lebendig werden zu lassen. — Unvergeßliche Augenblicke, als er den „König in Thule“ in Goethes „Faust“ zu deuten beginnt; als er behutsam immer neue Verse von Goethe auswendig leise vor sich hinspricht und in ihrer zarten Schönheit vor uns ausbreitet. Oder von den großen Helfenden und

Liebenden zu uns spricht, von Albert Schweitzer zum Beispiel, dessen Wesen damals wie später Verwirrendes uns entwirren half.

Ich sehe sein stilles Gesicht, das in seiner Trauer mich oft an das eines edlen Tieres erinnerte, ich höre seine leise, klagende, behutsam abtastende Stimme, die immer voller Güte und Fürsorge war und wie aus einer Welt unberührten Schweigens kam. Und ich sehe sein frohes, befreites Lächeln über etwas Komisches (und wieviel davon lehrte er uns begreifen . . .) oder über eine Freude.

In meinem Arbeitsraum hängt — wie vor mehr als dreißig Jahren in seiner Wohnung in Königsberg — Böcklins „Schweigen im Walde“. Es ist dasselbe Bild, und damals hing unter ihm seine „Totenmaske“. So oft ich es ansehe, steigt mit dem Bild des Waldes und des Einhorns alles Versunkene und gemeinsam mit ihm Durchlebte beschwörend und tröstlich auf als ein Unvergängliches, Unantastbares und Bleibendes, als ein Hauch des Ewigen und Gültigen über dem Flüchtigen und vielfach Unzulänglichen unserer Zeit.

Er selbst sagt, als er von seiner Maske und Böcklins Bild spricht: „Mir ist, als klängen die Rufe des Einhorns dumpf auf der Erde über der schweigenden Stirn, wie die Füße des Lebenden dumpf herniederklängen in unseren Schlaf, nicht als ein Erschrecken, nicht als ein Leid, sondern als eine stille Bürgschaft der Ewigkeit, die da ist, auch wenn wir nicht mehr sind.“

L. P. Neujahr 1952

Ad. Kollwitz

Gerhard Kamin

Gerhard Kamin:

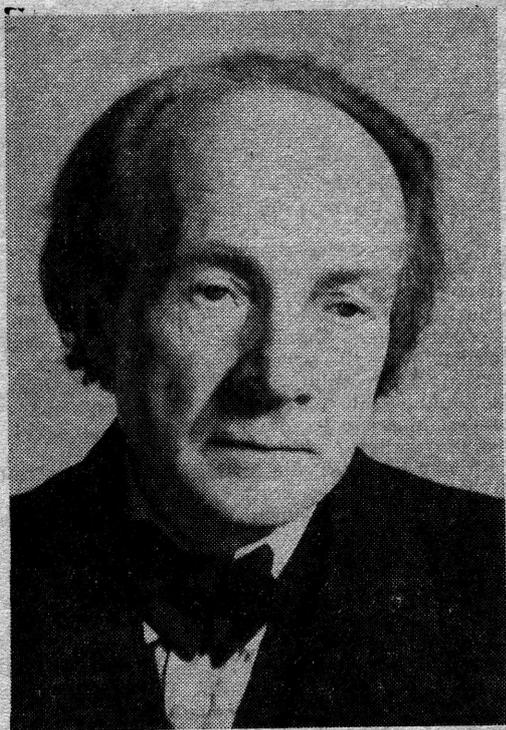
Ernst Wiechert zum Gedächtnis

Fünf Jahre sind seit Ernst Wiecherts Tod vergangen. Still ist es um ihn geworden, so wie er es sich gewünscht hat, verhallt ist der Lärm der Eifernden.

Fast fürchte ich mich, diese Stille zu stören, da man mich gebeten hat, noch einmal über ihn zu sprechen. Und für die Getreuen allein tue ich es, die auf ein Wort über ihn warten.

Es gibt zu seinem Menschentum wie zu seinem Werk keinen Zugang weder über eine Philosophie noch über eine bloß gelehrte Religion, weder über eine literarische Kunstinorm noch über eine Weltanschauung. Die ihn lieben, ihn begreifen und in unwandelbarer Dankbarkeit sich zu ihm bekennen, sind auf anderen Wegen zu ihm gekommen. Und wenn man aus Tausenden von Briefen, die er im Laufe seines Lebens erhalten hat, und aus denen die ich nun als Bekenntnisse zu ihm erhalte, Fazit zieht oder eine vereinfachende Erklärung für das sucht, was zu diesem Bekenntnis geführt hat, so heißt sie: wir sind einem Menschen begegnet, der durch sein verwandeltes Leid unser Leid sinnvoll machte, der durch seine Liebe unsere Liebe geweckt, durch seine Freude unsere Freude bestätigt, durch sein Wort der handelnden Liebe unser Wort des Dankes möglich gemacht hat. Und bewegt sprechen sie alle von der Dankbarkeit für einen empfangenen Trost oder Segen.

Es ist kein Zufall, daß unter den gebildeten wie unter den ganz einfachen Menschen dieser Erde die zuerst zu ihm gefunden haben, die aus ihrer persönlichen Erfahrung um Leid, Not und Schmerzen wußten. Der Student etwa, der vor vielen Kathedern der Universitäten sitzt und aus der Fülle von Weltanschauungen, Begriffen, Philosophien, Dogmen, Gelehrsamkeit und Wissen nach der Erfahrung des hinter uns Liegenden eine Antwort auf die Frage erwartet: „Wie aber soll ich leben?“ — Oder die unbekante Achtzigjährige, die nach einem Leben vielfacher Prüfungen mit schreibt: „Die Gestalten seiner Dichtung sind erfüllt mit seinem ureigenen Wesen, mit seinen Kämpfen, seinem Suchen und Finden von Gerechtigkeit und Wahrheit, seinem Suchen nach Gott und seiner Sehnsucht nach Frieden. Dies hat mich immer bewegt, erfüllt mein Herz mit Dank und verleiht meinen alten Tagen einen hellen Glanz. Ich habe täglich ein Kapitel aus seinen Werken so nötig wie das liebe Brot“. — Oder die auf der Flucht Erblindete, deren Freundin mir schreibt, es habe lange an Trost und Hilfe gemangelt, aber jetzt, nachdem sie der Blinden seit Wochen aus Ernst Wiecherts Büchern vorgelesen, sei ein Licht für sie hell geworden, ein neuer Glaube, ja fast eine Gewißheit. — Oder die Flüchtlingsfrau aus dem Osten, die außer der Heimat den Mann und alle ihre Söhne verloren hat und die nun schreibt, ein Trost sei ihr geblieben, das Wort des Dichters ihrer Heimat, der ihre Schmerzen und Nöte täglich verwandle und ihr sage, wie man im Leid bestehen könne. — Oder



der unbekante Pfarrer, den man aus dem Osten vertrieben hat und der in einer Nacht einen kostbaren Engel geschnitzt hat und ihn mir mit der Versicherung schickt, er und seine Familie verdanken dem toten Dichter soviel an Trost und Hilfe, daß es mit Worten nicht auszusagen ist. —

Ernst Wiecherts Geburtshaus lag in den großen, stillen Wäldern Masurens, und vielleicht vermag nur der, der diese Wälder und dieses Land kannte, begreifen, was sie für die Seele eines Kindes bedeuten. Wer im Frühling mit dem Lied der Drossel einschlüft, wer in den Nächten die Bilder der Gestirne in feierlicher Schönheit am Fensterkreuz vorbeigleiten sieht, wer an Sturmtagen das Brausen des Waldes ebenso in sein Blut aufnimmt wie sein sanftes Rauschen im sommerlichen Abendwind, wer das Röhren der Hirsche und den Schrei des Adlers an manchen Tagen häufiger hört als ein Menschenwort, der weiß wenig noch von der zu eringenden Klugheit dieser Erde, aber er weiß mitunter eines tiefer und unerschütterlicher als mancher Erwachsene: daß hinter dem Schleier des Sichtbaren ein Unsichtbares verborgen ist und daß unter dem Moos das „bucklicht Männlein“ vielleicht lauert, ein hilfloser und scheuer Name für etwas wunderbar Gütiges, Reines, Hohes, Verlässliches. Daß Gott und alle seine Engel vielleicht sprechen, wenn der Wald rauscht und daß die Pforte zum Paradiese dort

FORTS. A. SEITE 1

FORTSETZUNG:

E. WIECHERT Z. G.

sein könnte, wo der Waldsaum am Rande einer Schonung rotglühend in einem Meer von Wipfeln ertrinkt.

Damals in der Kindheit begann das Erklingen seiner Seele wie das einer zarten Glocke. Und damals — ehe noch die Sprache das Erleben bewältigte — wurde sein Wesen geboren und später erst und als natürliche Folge das fast unveränderlich Gleichbleibende seines Stils. Der Wald als eine „Form Gottes“ und das Wort der Bibel: es sind die bleibenden formenden Kräfte seines Lebens gewesen. Die Gestalten der biblischen Bücher werden in seinem Walde neu geboren oder der Wald kommt zu ihnen und gibt ihrem erschütterten und gotterfüllten Leben Raum und Heimat.

Der Glaube des damals heranwachsenden jungen Menschen an den Sinn und die Verpflichtung jedes Menschenlebens ist so groß, daß er mit der Welt der Nützlichkeit und der „Gehaltsstufen“ sich nicht wird abfinden können. Ein Weg muß gefunden werden, der im Vergänglichen und Gebrechlichen das Unvergängliche bewahrt, und für Ernst Wiechert wird dieser Weg das Amt des Dichters und die Berufung des Erziehers. Andere Wege, die Möglichkeiten des Dienens und Helfens gewähren, sind ihm versagt, das Amt eines gerechten Richters zum Beispiel, eines Arztes oder eines Pfarrers. Aber da die Gesichte eines begnadeten Dichters im Laufe eines Lebens den ganzen menschlichen Lebensraum zu umfassen vermögen, werden im Ring der Jahre und aus der nie veränderten Stille des Schaffens die zahllosen Gestalten fast aller Berufe und Lebensschichten in ihrer Mühsal, Hingabe und Unzulänglichkeit geschaffen, Berufene und Gesegete, Verfluchte und Verfluchende, Heilende und Heilende, Zerbrechende und Verzagende, Liebende, Überwindende und vorbildlich Führende und Rettende. Der heimkehrende Offizier wie der heimkehrende Fremdenlegionär, der scheiternde Oberlehrer wie der vorbildliche Erzieher, der getreue Fährmann wie der verzweifelt suchende Knecht Gottes, der einfache und wortlos dienende Soldat aller Kriege, der Hirt und die Magd, der Bauer und der Gutsherr, die Mutter und ihr Kind, der Richter, der Arzt und nicht zufällig und in vielen Gestalten von schlichter Wahrhaftigkeit, kläglichem Versagen und tiefer, nachglühender Leuchtkraft die des Pfarrers. Der Adlige so gut wie der Bettelmann, das Kind wie der Greis, der Verbrecher wie der Heilige. Der Raum, in dem sie handeln, ist der dieser bedürftigen Erde, und das Licht, das sie umgibt, ist das graue Licht des Alltags und der Bewährung, auch wenn im Hintergrund die Schönheit einer Landschaft ihren tröstlichen Schein auf das Geschehen wirft. —

Das ist es, woran ich immer zuerst denke, wenn ich über Ernst Wiecherts Glauben etwas aussagen soll: die völlige Einheit von Leben und Lehre, die Einheit des Menschen vor dem Beginn jeder Arbeit, die höchste Sammlung, die größte Demut. Das Wissen um die völlige Abhängigkeit von der Gnade und die Verantwortung und

Wahrhaftigkeit im Kleinsten wie im Größten. In allem Zweifel die Gebundenheit des Suchenden, Ringenden und Ahnenden, in aller Dunkelheit und allem Irrtum das Vertrauen des Geduldigen und Hoffenden.

Wie tief eine illusionslos gewordene Jugend ihn darin versteht, bezeugt neben vielen anderen ein Brief eines jungen, mir unbekanntem Studenten aus der Schweiz, der mir schreibt: „Ich war noch ein Junge in den Entwicklungsjahren und kaum sechzehn Jahre alt, als ich zum ersten Male ein Buch von Ernst Wiechert las, seine „Wälder und Menschen“. Glauben Sie mir, daß mich dieses Buch bis ins Tiefste erschüttert hat, daß ich tage- und nächtelang nicht fassen konnte, wie ein Mensch unserer Zeit etwas schreiben konnte, das so unendlich viel Liebe und Barmherzigkeit ausstrahlt. Und dann las ich die „Jerominkinder“ und den zweiten Band „Die Furchen der Armen“ etwas später. Noch einmal ward ich vollkommen aus der Bahn geworfen, aus den scheinbar festgefühten Lebensängeln gehoben, und mit der Überwältigung vor dem Gedanken, daß so viel Leid und Schicksalsschwere, aber auch so viel edle Liebe und ein so tiefer Glaube in der Welt war, entstand in mir ein Gefühl unnennbaren Triumphes darüber, daß nichts in der Welt die Liebe und den unbeirrbar tiefen, von keinem Dogma getrühten Glauben an den wahren Gott unterdrücken oder gar vernichten kann. Und ist dies nicht ein Triumph für einen Knaben?“ — Und er schließt seinen Brief mit den Worten: „Als ich zum letzten Male in Zürich weilte — im vergangenen Frühsommer — suchte ich Ernst Wiecherts Grab in Stäfa auf. Und dort traf ich zwei Gymnasiasten aus Bern, die in ehrfürchtiger Stille verweilten und dann Blumen niederlegten. Und ein ehemaliger Züricher Schulkamerad schrieb mir: „Wiechert, den sie den Antichristen nannten, hat mir, dem Schwankenden und Zweifelnden, den Weg zum Christentum zurückgewiesen“.

Dankbar konnte Ernst Wiechert am Ende seines Lebens von sich sagen: „Wenn ich alles ansehe, wie es gewesen ist, von der Stunde an, als ich unter den Bäumen meines großen Waldes den ersten Vers mit einer reinen Leidenschaft auf ein Stück Papier schrieb, bis zu der heutigen Stunde, in der ich nun dieses Buch („Jahre und Zeiten“) beende, wenn ich die Umriss aller Schicksale entlangsehe, die mich geformt haben und an denen ich geformt habe; wenn ich also das Ganze zu sehen versuche, den Faden im Gewebe, das Gewebe selbst: so ist es mir doch, als sei ich wunderbar geführt worden. Es war nirgends nur ein blinder Zufall, etwas, das auch ebensogut anders hätte sein können, eine Willkür oder ein Spiel. Das nicht Bestimmte wurde gestreift und abgetan, aber das Bestimmte blieb und ging ein als eine bleibende Form.“

Die Stimme des Dichters ist verstummt. Die Wanderer stehen auf dem Friedhof in Stäfa vor dem schlichten Stein, hören unten das Rauschen der Welle, blicken in schweigende Firne. Keine Stimme spricht zu ihnen, aber in ihren Herzen klingt der Nachhall irgendeines seiner liebenden Worte. Und sie brauchen nicht ungetröstet von ihm zu gehen, wenn sie, aus den „treuen Begleitern“ zum Beispiel, leise die Worte vor sich hinsprechen: „Wir aber glauben, daß zu allen Zeiten Gott seine Engel niedersteigen läßt zu den Wandernden und Durstigen in der Wüste.“

Von der Schwermut und dem Glauben

zum Gedenken an den ostpreußischen Dichter Ernst Wiechert — Von Gerhard Kamin

Max Picard, Ernst Wiecherts letzter Freund und Vertrauter, sagt einmal über die Schwermut: 'Ich möchte sie dort, wo sie ist, nicht vertreiben. Die Schwermut ist in einer leeren Zeit das einzige, das den Menschen Grund und Tiefe gibt, das die Menschen noch verbindet, da der Geist sie nicht verbindet.'

Es klingt wie ein Wort aus längst vergangenen Tagen. Wer möchte heute, in der Zeit des eifrigen Optimismus und der Wirtschaftswunder, der Schwermut ein Recht für unser Leben geben? Wir haben doch die ganze unbeschwerte Heiterkeit unseres Lebens wiedergewonnen, wir leben in dem schwungvollen Betrieb mitreißender Erfolge und haben das Dunkel der Hybris und einer schmerzvollen Vergangenheit hinter uns gelassen. Die Drohungen kaum mehr zu meistender Zerstörungsmittel oder der verhängnisvollen Spannungen zwischen West und Ost sind zwar deutlich, wer aber möchte sich von ihnen zur Schwermut verleiten lassen oder zu irgendeiner Art von Trauer über das, was mit diesem Zustand vielleicht nicht zufällig über die Welt gekommen ist?

Man soll sich nicht täuschen über den allgemeinen Verlauf der Entwicklung. Ein Leben wie das Ernst Wiecherts ist vielfach vergessen, der Zugang zu ihm wird in der lauten Welt der Motoren von Tag zu Tag schwerer; seine Mahnungen sind wohl lebendig, aber der Alltag und die Arbeitslast des Lebens scheint ihren Forderungen ge-

genüber nicht gewachsen. Es ist zuviel Widersprechendes oder Fertiges in den Meinungen der Menschen von heute, zu viel bewußt gesuchte und verteidigte Beruhigung über Vergangenes, und die einzelnen, die in Schwermut betroffen darüber erkennen, wieviel Besinnung, Stille und Sammlung uns zukäme, wieviel ständiges Erforschen der Gewissen und Fragen nach der Gerechtigkeit — sie sind in der Minderzahl und längst nicht die, nach denen man fragt.

Sie aber sind die eigentlichen Freunde des Dichters, sie wissen auch, daß sein Wirken ganz in der Stille geschieht, in der Welt des 'Menschlichen', wo Güte, Treue, Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit nicht schöne, abgegriffene und bedeutungslose Worte sind, sondern das einzige Verlässliche auf dieser Erde. Es ist dieses für Ernst Wiechert kein Zukunftsglaube und überhaupt keine neue ausgeklügelte Weisheit, es ist das alte, fordernde Evangelium der Liebe, die sich in der Stille dem anderen öffnet mit aller behutsamen Bereitschaft, zu helfen und zu heilen. Das, was Freiherr Amadeus in der 'Missa sine nomine' sagt: 'Wenn ein Herz sich um das andere müht, ist immer ein Wunder dabei.'

Ein Sichmühen und Bereitsein ist es, das aus der Schwermut kommt. Nicht aus der Gottverlassenheit oder Hilflosigkeit, aus der Trauer nur darüber, zu sehen, was not tate, und was doch niemals oder höchst unvollkommen getan wird. Nicht aus der leutseli-

gen Fröhlichkeit eines unbeschwerten Optimismus kommt solche Bereitschaft, sondern aus der Erfahrung zahlloser überstandener Leiden und Enttäuschungen und einer daraus gewonnenen unzerstörbaren Treue zu sich selbst und den Mächten, von denen das Raabewort in den Versen spricht, die Ernst Wiechert so sehr liebte:

Das Ewige ist stille,
laut die Vergänglichkeit;
schweigend steht Gottes Wille
über dem Erdenstreit...

Es geht hier — wie überall — nicht um schöne Worte, über etwas scheinbar Abseitiges oder Überlebtes. Es geht um das Einfache, Ernste und Fordernde eines Lebens, das in aller Mühsal so gelebt wurde, wie Gott ihm zu leben befahl, und an dem man — bei aller Berechtigung einer kritischen Betrachtung im einzelnen — auf die Dauer nicht ohne Schaden mit ausweichenden Erklärungen wird vorbeigehen können. Wenn es im Nachwort zu den 'Jerominkindern' heißt: 'Wir wissen nicht, was Gott noch einmal vorhat mit diesem Sand von Sowirog (Ostpreußen)', so ist das kein feierlich-pathetischer Epilog zufälliger Prägung, sondern ein sehr ernst zu nehmendes Wort eines Wissenden, der nach den Erfahrungen von Buchenwald in 'Jahre und Zeiten' schreibt:

FORTSETZUNG: ↘

'Sie sahen nicht, daß ich meine Tränen verbergen mußte, denn die Stunden der Freude damals, bei meiner ersten Reise, waren mir so schwer wie die Stunden des Abschieds, als ich aus meinem Hause geholt wurde, weil sie mir das Herz zerdrückten mit ihrer Hand. Und niemand kann es wissen und verstehen als derjenige, der vom Grauen dieser Erde weiß. 'Wenn ihr wüßtet, was ich weiß', steht bei Mohammed, 'ihr würdet wenig lachen und viel weinen.' Die Literaten wissen nicht, was ich weiß, und vieles andere nicht. Sie haben es leicht, über vieles zu lächeln, auch über das Weinen, aber die anderen, die mit den reinen Herzen, lächeln nicht. Sie wissen, daß in unsere Tränen viele ungeweinte Tränen eingeschlossen sind, auch die ihrigen. Dieses Zeitalter begann mit der Verachtung der Tränen, und es wird nicht eher enden, als bis sie wieder geachtet werden. Niemals sollte vergessen werden, daß die Träne allein dem Menschen zukommt, weder den Göttern noch den Tieren.'

Und wenn es nur dieses wäre, was von Ernst Wiecherts Leben und Werk bliebe und was der gläubige, zartempfindende und wissende Reinhold Schneider in dem Erinnerungsbuch über ihn die 'Melodie des Leids' nennt; wenn es nur dieses wäre, von dem er dabei spricht: 'Die Trauer über den Wassern des Anfangs, die Vorklage des Menschen... die Erinnerung daran, daß alles ganz anders sein müßte, als es ist, der Anspruch auf eine Heimat, zu der kein Weg mehr führt...'

Wenn es nur dieses allein wäre, so wäre es viel und beschließt in die Trauer und Schwermut das Verlässliche und Unzerstörbare: die Liebe, die diese Trauer mit dem Nächsten teilt und in der Stille überwindet. So daß kein billiger, kein alltäglicher und optimistischer Trost für die Suchenden, Angefochtenen und Einsamen darin liegt, wenn Ernst Wiechert (in den 'Treuen Begleitern') den Menschen guten Willens verheißt:

'Wir aber glauben, daß Gott zu allen Zeiten seine Engel niedersteigen läßt zu den Wandernden und Durstigen in der Wüste.'

„Eine stille Bürgerschaft der Ewigkeit“

Zum Todestag von Ernst Wiechert / Von Gerhard Kamin

Ein seltsamer Rückblick, den man zu halten gezwungen ist, wenn man die verflochtenen Jahre seit Kriegsende betrachtet, in denen mein Schicksal — wie kein anderes vielleicht — dem Leben meines unvergesslichen Lehrers und Freundes Ernst Wiechert verpflichtet war. Wie viele Schatten auf dem Weg, wieviele Entlassungen, wieviel Zerbrochen sogenannter „glühender Wiedertreundschaften“ und scheinbar unzerstorbare Bindungen. Und jedesmal an seinem Todestag doch nichts anderes als das Einfache und Unzerstörte seines so vielfach mißdeuteten Bildes, wie es, meinen eigenen Verwandlungen und Entwicklungen zum Trotz, unverändert vor mir steht wie an jenem Abend an der Küste bei Brüstorf, als ich in der Dämmerung neben ihm sitze und wir im Windschutz eines Fischerbootes aufs Meer hinausblicken. Es war die Zeit seiner großen Vereinsamung, seines Durchbruchs zur letzten Tapferkeit eines Künstlerlebens mit aller damit verbundenen Verantwortung. Die Trauer in seiner Stimme höre ich noch heute, als er mir sagt, wie bitter es für ihn zu sehen sei, daß die Menschen in seiner nächsten Umgebung in der Schule ihn nicht begriffen.

Wir sind, wenn wir die großen Dichter unserer Gegenwart betrachten, dankbar für die klare, ehrfurchtsvolle Gediegenheit Hans Catorss und die vielseitige, in dichterischer Fülle und menschlicher Haltung umsetzbare Eigenart Hermann Hesses, aber wir möchten, im Zusammenhang des Weltgeistes, nicht die Stimme Ernst Wiecherts missen. weil sie, gesammelt und ohne Furcht, als die einzige wohl berechnigt war, Klage zu erheben und Trauer zu zeigen als eine Haltung, die nicht von Ungefähr kann und in Zeiten des Niedergangs deutlich zu machen berufen war, wieviel an verschütteter Liebe es auszugraben galt.

Wir haben es nicht nötig, Werk und Menschenstum dieses Stillen und Einsamen noch einmal zu beschreiben. Was an einem Gedenktag wie diesem die Seele anrührt, sind Streiflichter gleichsam seines Wesens, wie es Tag für Tag unaussprechlich und in immer spürbarer Liebe an uns teilnimmt. Die Erinnerung an die Unterrichtsstunde in der Aula unseres Gymnasiums, z. B., als er uns nach der Besprechung von Ibsens „Peer Gynt“ Griegs Musik dazu vorspielte, auch darin immer er selbst, in der behutsamen Art besonders, wie er Tempi und Bezeichnungen deutet, den Gebrauch des Pedals auf ein Mindestmaß einschränkt und beim Spiel zu vergessen scheint, daß er unter uns ist. — Die Stunden, als er mit uns Bilder von Masareel, Käthe Kollwitz und Dix bespricht, immer in der verhüllten Absicht, das menschlich Unmittelbare darin an Leid, Not und Anklage in uns lebendig werden zu lassen. — Unvergessliche Augenblicke, als er den „König in Thule“ in Goethes „Faust“ zu deuten beginnt; als er behutsam immer neue Verse von Goethe auswendig leise vor sich hinspricht und in ihrer Schönheit vor uns ausbreitet. Oder von den großen Helfenden und Liebenden zu uns spricht, von Albert Schweitzer zum Beispiel, dessen Wesen damals wie später Verwindendes uns entwirren half.

Ich sehe sein stilles Gesicht, das in seiner Trauer nicht oft an das eines edlen Tieres erinnerte, ich höre seine leise, klagende, behutsam ablassende Stimme, die immer voller Güte und Fürsorge war und wie aus einer unberührten Welt des Schweigens kam. Und ich sehe sein frohes, befreites Lächeln über etwas Komisches (und wieviel davon lehrte er uns begreifen. . .) oder über eine Freude.

In meinem Arbeitsraum hängt — wie vor mehr als dreißig Jahren in seiner Wohnung in Königsberg — Böcklins „Schweigen im Walde“. Es ist dasselbe Bild, und damals hing unter ihm seine „Totenmaske“. So oft ich es ansehe, steigt mit dem Bild des Waldes und des Einhornes alles Versunkene und gemeinsam mit ihm Durdlebte bestwörend und tröstlich auf als ein Unvergängliches, Unantastbares und Bleibendes, als ein Haut des Ewigen und Gültigen über dem Flüchtigen und vielfach Unzulänglichen unserer Zeit.

Er selbst sagt, als er von seiner Maske und Böcklins Bild spricht: „Mir ist, als kängen die Pfeife des Einhornes dumpf auf der Erde über der schweigenden Stirn, wie die Füße des Lebenden dumpf herniederklängen in unseren Schlaf, nicht als ein Erschrecken, nicht als ein Leid, sondern als eine stille Bürgerschaft der Ewigkeit, die da ist, auch wenn wir nicht mehr sind.“

25/1
 Kamin

Das Antlitz des Dichters

Zu Ernst Wiecherts Todestag am 24. August

Von Gerhard Kamin, Eutin

Allein wie in seinem Leben, steht Ernst Wiechert auch in der Erinnerung der älter werdenden Generation seiner Zeit. Es scheint, an der Ueberfülle an moderner Erfolgs- oder Modeliteratur gemessen, als ob die Beschäftigung mit einem so sensiblen, scheinbar unrealen, an Wald, Erde und Himmel gebundenen Gottsucher überhaupt nicht mehr lohnte und ein für allemal abgetan sei. Es ist wahr, die von diesem Dichter beschworenen Bilder und Gestalten führen in eine Stille und innere Sammlung, die sich der an Tempo und fortschrittliches Experimentieren gewöhnte Mensch nicht mehr abzufordern genötigt glaubt. Soll Dichtung für ihn noch Sinn haben, so in der Darstellung des elementar gehetzten und getriebenen Menschen vor allem, eine Darstellung, die „wohltuend“ seine ganze exzentrische Maßlosigkeit oder kümmerliche Alltäglichkeit widerspiegelt. So wie der Wald oder ein Vogellied als ursprünglich dem Menschen aufgegebene Erfahrung längst nicht mehr in der Mitte unserer Existenz stehen und für nicht wenige Menschen eine fast peinliche Erinnerung an irgend- eine Art Mahnung darstellen, so sind Dichter wie Wiechert, als spröde Repräsentanten einer Realität der Stille und einer verhüllten Wahrheit, fast verpönt und werden, außer von ein paar unbelehrbaren und nicht ernst zu nehmenden Liebhabern, mit überlegenem Lächeln als überwundene Banalität und offenbare „Inaktualität“ beiseitegelegt.

Man sehe sich die Gesichter einzelner sogenannter Dichter von heute an und vergleiche sie mit dem Gesicht von Ernst Wiechert. Man sehe dabei ganz vom Werk ab (obwohl es, bei jedem Dichter, nichts als das Spiegelbild seines Gesichtes ist) und blicke nun in die uns erhaltenen Züge des Verewigten. Ein von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer schärfer gezeichnetes, von genialer Unergründlichkeit geprägtes, von zahllosen Leidensfurchen durchschnittenes, ebenso strenges wie gütiges, ein in seinen Zügen wahrhaft charaktervolles, kluges und unbestechlich tapferes Gesicht. Die hohe Stirn, der verwehende Haarkranz darum, die tiefen Furchen um den schmerzlich geschlossenen Mund, das unerbittlich Prüfende des zerteilenden, nichts übersehenden Blickes. Ein Ausdruck höchster Gewissenhaftigkeit, Durchgeißelung, Verantwortung und Strenge, und dahinter, fast hauchhaft nur spürbar, die Sanftheit einer Liebe und Güte und der abgründige Ernst einer Trauer, die von bitteren Op-

fern, Demütigungen und Foltern ebenso wissen wie von der Zartheit und Lauterkeit des Herzens.

Es ist ein Gesicht, in dem das Versonnene eines Walther von der Vogelweide in der gleichen Weise Raum hat wie das ins Visionäre Entrückte des greisen Hölderlin oder das sittlich Fordernde Goethes, ein Gesicht, dem man die Spuren des verantwortlichen durchlebten deutschen Geistes mit aller fordernden Tradition in jedem Zug anmerkt und das auf diese Weise unmittelbare Autorität und Ehrfurcht gebietet. Man vergleiche damit die Gesichter einzelner lebender Bestsellerautoren der ganzen Welt, ermesse den Abstand und wage sich zu erklären, warum sie (mit Ausnahmen natürlich) fast ausschließlich nichtssagende Züge des getriebenen Durchschnittsmenschen tragen, und mitunter nicht einmal diese. Vielleicht haben wir den Sinn für das Physiognomische verloren, übersehen aber können wir solche Unterschiede wohl kaum.

Viel mehr verdankt Deutschland Ernst Wiechert, als es ahnt. An ihn an seinem Todestag am 24. August zu denken, sollte eine Selbstverständlichkeit sein. An den Menschen vor allem, dessen Leben und Wirken oft leichtfertiger vergessen wird, als es Deutschland und die Welt — auf eine befriedete Zukunft gesehen — sich leisten können. Weil Vorbild und stellvertretendes Leid, wenn sie mißachtet werden, die Dämonie des Unverbindlichen herausfordern und jener Vision Raum und Wirklichkeit geben könnten, von der Ernst Wiechert in den „Jerominkindern“ spricht, wenn er sagt: „So einfach könnte alles sein, Tobias“, sagte sie und blickte in Gedanken über den See und die Wälder. „So einfach, und sie machen es jeden Tag verwickelter, nicht wahr?“ — „Sie können nicht anders, Frau Gräfin.“ — Sie nickte. „Das ist es, Tobias. Aber einmal wird die Hand kommen, die alles ganz einfach machen wird. So einfach, wie es nach der Sintflut war...“

Königsberger Bürgerbrief

VII 1970

Herausgegeben von der Stadtgemeinschaft Königsberg Pr. in der Landsmannschaft Ostpreußen.
Redaktion: Fritz Gause, Heinrich Hinz, Wilhelm Matull.
Druck: Gerhard Rautenberg, 295 Leer, früher Königsberg Pr.



Ernst Wiechert in seinem letzten Lebensjahr

Ein Gedenkwort zu Ernst Wiecherts 20. Todestag zu schreiben, erscheint uns — als Ostpreußen — immer noch verpflichtend und selbstverständlich. Allerdings geht über die Stimme jedes Dichters, besonders eines so stillen und fordernden wie Ernst Wiechert, die Zeit hinweg und oft nicht nur die Zeit, sondern auch das Vergessen. Ob sie es aus Bosheit tut oder weil es an ihrem fortschreitenden Rhythmus liegt, sei dahingestellt. Nur darf man nicht übersehen: Eine Zeit, in der Düsenjäger jede halbe Stunde mit ohrenbetäubendem Lärm über die letzten großen Wälder hinwegrasen dürfen, Raketen zu anderen Gestirnen fliegen, Städte immer weiter in das umliegende Land hineinwachsen und Millionen Autos von Jahr zu Jahr mehr auch die entlegensten Straßen heimsuchen — eine solche Zeit scheint nicht mehr Raum zu lassen für den Dichter des ‚Einfachen Lebens‘ und für einen Buchtitel wie ‚Wälder und Menschen‘. Ich sage: ‚scheint‘ und meine damit das täglich wiederholte und oft wie selbstverständlich ausgesprochene Schlagwort: ‚Es ist eben so; niemand kann das Tempo des Fortschritts aufhalten.‘

Merkwürdig dabei ist, daß Dichtungen von Homer und Sophokles, von Dante, Shakespeare, Goethe und Hölderlin bei der fortrastenden Zeit ihre Zeitlosigkeit bewahrt haben, trotz Düsenjäger und Atomphysik, ja daß sie — auf das Ganze des Lebens gesehen — überhaupt nicht

auszulöschen sind, so wenig die ‚Wahrheit‘ auf die Dauer sich auslöschen läßt. Ob die Wälder kleiner und die Städte größer, ob die Stille bestrittener und der Lärm allgemeingültiger geworden sind, ob der Mond nähergekommen und die Erde uns uninteressanter geworden ist (trotz des Elends, das noch auf ihr herrscht), — die Notwendigkeit der Stille, des Bestehens von Wäldern und der uns nährenden ‚Mutter Erde‘ ist für unser Leben dieselbe geblieben, ja wahrscheinlich noch dringender geworden als früher, weil die Menschen heute längst unter dem Verlust der Stille leiden.

Das ist es, was Ernst Wiechert immer wußte und weshalb die Verse von Wilhelm Raabe ihm unzerstörbare Weisheit bedeuteten:

‚Das Ewige ist stille,
laut die Vergänglichkeit.
Schweigend geht Gottes Wille
über den Erdenstreit.‘

Für den unveräußerlichen Glauben an eine ‚göttliche Weltordnung‘ ging er ins Konzentrationslager, erkannte er den Wald als eine ‚Form Gottes‘, sah er in der hingebenden Liebe eine dem Menschen allein zukommende Auszeichnung, erfuhr er im Medium seiner eigenen dichterischen Sprache die tägliche Selbstbestätigung des Unvergänglichen (darin mit Kafka vergleichbar: Schreiben als Gebet), lebte er Wahrheit und Wahrhaftigkeit bis an die Grenze des Möglichen und Ertragbaren.

Es mag sein, daß viele heute deshalb leichtfertig darüber hinweggehen, weil das allge-

SIEHE

RÜCKSEITE

meine Wohlstandsleben sie dazu verführt. Wo Geld und Besitz vorrangige Lebenswerte darstellen, ist für „prophetische“ Stimmen kein Raum mehr vorhanden. Dabei wies Ernst Wiechert, was sein eigenes Leben anging, jede Art von prophetischem Nimbus entschieden von sich; nicht aber die Erkenntnis, daß ihn seine Einsichten und Erfahrungen, je länger er lebte und litt, zur ständigen Aussage über deren Unwiderlegbarkeit zwangen. Er schrieb also und schrieb, und unter dem Geschriebenen entstand — wie unter dem Schleier einer Maja — die bezwingende ‚Melodie des Leids‘, wie sie Reinhold Schneider dankbar — im Rückblick auf Ernst Wiecherts Gesamtwerk — nannte. Aber Ernst Wiechert schrieb nicht nur menschlich und sprachlich aufrüttelnde Erzählungen wie ‚Tobias‘, den ‚Todeskandidaten‘ oder den ‚Hauptmann von Kapernaum‘ (von seinem 10bändigen Gesamtwerk zu schweigen), er lebte auch, was er schrieb, und das war für uns, die wir ihn persönlich kannten, das Erstaunliche. Er hatte seine Fehler und Schwächen wie wir alle, aber er hatte auch seine großen Vorzüge und hervorragenden Fähigkeiten und Eigenschaften. Er sprach immer bescheiden darüber, aber er war klug genug zu erkennen, daß es nicht Stroh war, was er gab, sondern Korn und Brot.

Viel zu wenig ist im übrigen bekannt, was Ernst Wiechert als Menschenerzieher im weitesten Sinn geleistet hat. Dazu war nicht nur eine ‚Gabe‘ nötig, sondern strenge Selbsterziehung und eine wissenschaftlich peinlich saubere Beherrschung des Psychologischen und Methodischen. Auch darin aber war er, je älter er wurde, um so demütiger. Nichts ist dafür bezeichnender als seine Freundschaft und Liebe zu Max Picard, dem unbeirrbar Seher und Deuter unserer Zeit.

Es ist leicht, bedauernd zu sagen: am Ende resignierte er und ging in die nutzlose Fremde, ‚vertiefte‘ tiefer Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, dem Verzweifeln am Gott der Liebe, verließ sein Haus am Starnberger See, seine Familie und Deutschland, ging in die Schweiz usw. . . ., wie ich es vor kurzem in einem Aufsatz über ihn las. — Solche summarischen Erklärungen sind deshalb gefährlich, weil sie kommentarlos zusammenfassen, was weitaus vielschichtiger und differenzierter gewesen ist; ganz abgesehen davon, daß die Gründe dafür gewichtig genug waren und — was die Menschen betrifft nicht Gott — ihren Ursprung in der bittersten Leiderfahrung hatte, die es damals für ‚Verfemte‘ geben konnte. Reinhold Schneider, als Christ, sagt als Rechtfertigung dazu: ‚Er fühlte‘, sagte Ernst Wiechert von seiner Ankunft in Buchenwald, ‚wie durch das Bild Gottes ein Sprung hindurchlief, der nicht mehr heilen würde.‘ Wir müssen diesen Satz stehen lassen, ohne den Versuch zu machen, ihn zu entschweren. Wir wollen ihn vielmehr so ernst nehmen, wie er es verdient. Es wäre sehr sonderbar, wenn wir das Recht beanspruchten, dem Dichter daraus einen Vorwurf zu machen. Er hat das ganze harte Problem des Leidens in die Zeit gestellt — so wie es auch Käthe Koll-

witz getan hat, mit der er nicht nur die Heimat gemeinsam hatte; wir sollten dankbar dafür sein und uns um die Antwort mühen, ohne das Leid zu verschleiern.‘ (Reinhold Schneider in seinem Aufsatz: ‚Melodie des Leids‘, Verlag Kurt Desch, in ‚Der Mensch und sein Werk‘).

Dankbar sein aber heißt in diesem Fall zu erkennen, daß der Gott der Liebe für Ernst Wiechert unverändert lebte und für die Menschen existent blieb; nur daß die Menschen sein Antlitz erneut geschändet hatten, wie zur Zeit Christi.

Es braucht niemanden anzufechten, daß Literaturgeschichten oft erschreckend oberflächlich Ernst Wiecherts Leben simplifizieren oder verallgemeinernd degradieren. Es bliebe abzuwarten, ob deren Schreiber an menschlicher Substanz bei einer Situation wie der des KZ's entfernt an das heranreichen würden, was Ernst Wiechert darin vorgelebt hat. Literaturgeschichten sind erfahrungsgemäß vergänglich, das Lebenswerk eines Dichters wie Ernst Wiechert aber ragt in seinem abwartenden Schweigen weit über das Gegenwärtige hinaus und könnte in einer wiederkehrenden Notzeit unseres Volkes das erfahren, was das Werk Hölderlins oder Kleists erfuhr, als deren Schöpfer (in unwürdiger Verkennung ihres Werkes durch ihre Zeit) längst ruhmlos und leidgeprüft hingsunken waren.

Das große Verdienst der Menschen seiner Heimat Ostpreußen ist es, daß sie Ernst Wiechert als die ersten und dazu Berufenen eine Gedenkstätte errichtet haben: den Ernst-Wiechert-Raum im Haus Königsberg in Duisburg. Es lebt darin der Geist des Verewigten über viele Todes- und Gedächtnistage hinaus. Die diese Erinnerungsstätte schufen, wußten, daß Ernst Wiechert ihnen die Landschaft Ostpreußen in ihrer ganzen Schönheit, Weite und Stille erhalten, als Besitz ihnen geschenkt und in Liebe an ihr Herz gelegt hatte. Sie sahen außerdem, daß hier ein Verlässlicher Vorbild gewesen war, stark in seinem Leiden und Sterben, dankbar in seinen Freuden, beharrlich in seinem auf Geduld und Hoffnung gegründeten Schweigen.

Möchte einmal die Zeit kommen, wo Ernst Wiechert eine Heimstatt besonders bei der Jugend seines Volkes findet um der menschlichen Werte willen, die er leidend verwirklicht und liebend vorgelebt hat. Gerhard Kamin

~~Vor 50 Jahren, am 3. 7. 1920, starb in Königsberg Pr. Dr. Georg Lejeune Dirichlet. Als Sohn eines Landwirtes und freisinnigen Abgeordneten des preußischen Landtages 1858 im Kreis Darkehmen geboren, studierte er nach der Reifeprüfung am Friedrichskolleg klassische Philologie in Königsberg Pr., Bonn und Leipzig. Nach Promotion und Staatsexamen war er zunächst Oberlehrer am Kneiphöfischen Gymnasium, ab 1903 bis zu seinem Tode Direktor des Altstädtischen Gymnasiums. Herkunft und Eindrücke im Elternhause erklären mit seinem Sinn für Politik und den Hang zum Wirken in der Öffentlichkeit. So wurde er 1896 Stadtverordneter, 1898 kam er in den Vorstand und 1914 wurde~~

1971

GERHARD KAMIN

Sommermorgen auf Hof Gagert

Für Ernst Wiechert zum 21. Todestag am
24. August

*Draußen stehen die Bäume so still, so licht,
Linde und Birke dicht aneinandergelehnt . . .
Wächter des Hofes in alter, gebotener Pflicht,
die so viel Segen täglich erlebt und ersehnt.*

*Lichtblauer Himmel — so weit das Auge reicht —
wölbt sich darüber als großer, endloser Raum.
Stumm aus dem Bild ein uraltes Gleichnis spricht,
schweigend, verhalten, man hört die Worte kaum.*

*Aber das Unvergängliche liegt darin
eingebettet als Wahrheit in Gottes Schoß,
aller Weisheit und Liebe steter Beginn,
unverhüllt, makellos, nicht überschattet, groß.*

*Helle der Birke, Blüte des Lindenbaums:
Ihr habt der Märchen sanftes Raunen gewebt,
als er sie schrieb, Geist eines tiefen Traums,
und hier in Demut gelitten, geliebt und gelebt.*

Zum Gedächtnis des Dichters

*Über dem Toten verhallt das Raunen der Menge,
Ihm schon erklingen, dem Müden, sanftere Töne,
Frei nun von irrender Torheit lautem Gedränge,
Lächelt ihm ferne tröstend nahende Schöne.*

*Ganz bis zur Neige, im Sterben noch angefochten,
Hat er den Kelch der Bitternis schweigend getrunken,
Bis, vom Rad seiner Leiden erbarmend geflochten,
Er zu Gottes Füßen willig gesunken:*

*Nichts auf den Lippen als brennendes Wort des Erwählten,
Liebe zu üben, Verzeihen, Geäuld und Erbarmen,
Doppelt zu lieben, die ihn, den Lebenden, quälten,
Nicht zu vergessen am Wege die Toren und Armen.*

*Tröstliches Wort, in tausend Winde verweht,
Ob es in liebenden Menschen einst aufersteht?*

Gerhard Kamin

Die Tapferkeit

des Herzens

Dem unvergessenen Dichter Ernst Wiechert zum 90. Geburtstag

Humanität gemeint, der Demut, der Empörung gegen zugefügtes Leid und angemaßte Ungerechtigkeit. Die Tapferkeit des Herzens und der Seele.

Er selbst hat sich darin auf eine muster-gültige Art bewährt, er hat in allen seinen Büchern die ‚Erniedrigten und Beleidigten‘, die Schwachen und Leidenden verteidigt und ist für sie in die Baracken der Lager gegangen. Er hat dem Wald seiner ostpreußischen Heimat, dem er die tiefe Frömmigkeit seines Wesens verdankt, die Treue gehalten und eine ‚Weihnachtspredigt für Tiere‘ geschrieben, und er ist aus dem täglichen Umgang mit der Natur zum Dichter geworden, dem zahllose Romane, Erzählungen, Märchen, Spiele, Gedichte, Reden, Essays und Erinnerungen in nie erlöschenden Visionen zuströmten.

Aber er ist dabei nicht zum weltfremden Träumer geworden. Er hat mit präziser Schärfe Einblick in die sogenannten Realitäten des Lebens, des politischen wie des privaten, gewonnen und mit mutigen Streitschriften dazu Stellung genommen, und das mit einer Tapferkeit ohnegleichen. ‚Der reiche Mann und der arme Lazarus‘ oder die ‚Reden an die deutsche Jugend‘ legen ein beredtes Zeugnis dafür ab.

Darüber hinaus aber war er ein Dichter, dessen Sprache, so sehr sie angefochten und mißdeutet wurde, noch das Melos einer geheimnisvollen Magie besaß, und wenn Reinhold Schneider sie die ‚Melodie des Leids‘ nannte, so ist ihr damit die höchste Ehrung durch einen der gläubigsten Dichter unserer Zeit zuteil geworden. Da Ernst Wiechert aus keiner literarischen Schule kam, schrieb er in ‚Jahre und Zeiten‘ seine eigene Literaturgeschichte und sagt darin, mit einem Blick auf die Dichtung unserer Zeit: „Sie versuchten, klar zu machen, daß es auch mit meiner Sprache nichts sei. Daß sie nicht einfach und klar, sondern präventios und dunkel sei. Aber es war unrecht, das zu sagen. Wer zu einem einfachen Leben kommt, einfach im Herzen, dem fällt die einfache Sprache von selbst zu, weil sie ein Spiegel des Herzens ist. Der Literat kann schreiben, wie es ihm beliebt, in allen Stilen, weil sein Leben alle Stile hat, und das heißt, daß er gar keinen Stil hat. Es geht nicht an, schlecht zu leben und gut zu schreiben, oder unsauber zu leben und sauber zu schreiben. Für den Dichter wenigstens geht es nicht an. Es gibt sehr wenig Willkür bei ihm. Wenige stehen unter so strengen, wenn auch ihm unbewußten Gesetzen. Und wenn Schiller gesagt hat: ‚Man muß etwas sein, um etwas zu werden‘, so mag es auch wohl heißen:

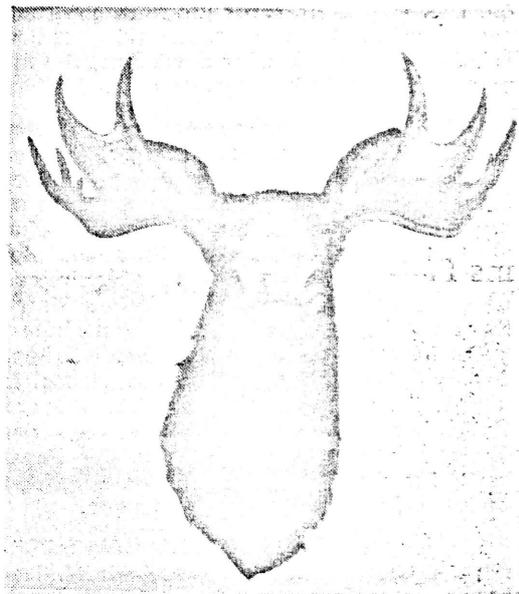
„Man muß etwas sein, um etwas zu schreiben.“

Mit bitterer Skepsis sah er voraus, daß man gültige Dichtung in Zukunft bei der fortschreitenden Atomisierung der Welt immer schwerer erkennen und daß sie sich immer schwieriger durchsetzen wird. Daß der ‚Schriftsteller‘ mit vielfacher Wandlungsfähigkeit seines Wesens das Feld behaupten würde, aber nicht der Dichter, daß aber, wohin immer unsere Welt treiben wird, die Seher übrigbleiben werden, die das Bleibende hinüberretten werden in das Unzerstörbare.

Mit großer Geduld des Wissenden, dem niemand das Zepter seines Königreichs, der Dichtung, entreißen konnte, sagte er am Ende seines Lebens von der Schwelle seines letzten Hauses: „Was für ein Weg von den ersten Kinderschuhen bis zu dieser Schwelle! Wieviel Geduld, die an mich gewendet worden ist, wieviel Güte, wieviel Liebe! Ich habe die Welträtsel nicht gelöst und nicht die Geheimnisse in meiner Brust. Aber ich habe nicht aufgehört, sie stets zu verehren und in dieser Stunde still die Hände zu falten für alles, was der Tag, für alles, was das Leben genommen und gegeben hat.“

Wir aber können nichts anderes tun, als an seinem 90. Geburtstag ihm Dank zu sagen für vieles Bittere, das er schweigend für uns getragen, für alles Tröstliche, das er uns hinterlassen hat.

Gerhard Kamin



Erinnerung an die Heimat: Dieser Elchkopf befand sich früher am Haus von Ernst Wiechert

Foto Rosner



Ernst Wiechert: Der Dichter 1946 Foto Thal

Der 18. Mai war es, an dem die Schüler unseres Gymnasiums mit so vielen Fliedersträußen morgens zur Schule kamen und sie in den verschiedenen Klassen Ernst Wiechert als Geburtstagsgeschenk überreichten, daß es für ihn unmöglich war, sie allein nach Hause zu tragen. Wir erbannen vom Hausmeister einen Waschkorb und brachten sie nach dem Unterricht in seine Wohnung. Eine unvergeßbare Erinnerung, an Tagen besonders, wenn die Sonne schien, wenn die Kastanien blühten und Ernst Wiechert in seiner stillen Art sich für soviel Liebe mit leisen Worten bedankte. Nicht zufällig war es so, nicht jedem Lehrer wurde Ähnliches zuteil. Schon damals empfand die immer dankbare Jugend, wieviel Freundschaft und aufopfernde Hingabe dazu gehörten, damit solches geschah.

Das und vieles andere ist eine schöne Erinnerung, es täuscht aber nicht darüber hinweg, daß dem Lehrer sowohl wie dem Dichter später ein Leben hindurch mit Mißtrauen und Verfolgung, mit Neid und Haß dafür bedankt wurde, weil der Anfang seines Lebens in strenger Kontinuität das an sittlichen und menschlichen Forderungen fortsetzte, was uns, seine Schüler, aus der Stumpfheit und Gleichförmigkeit des Alltags zu jener Haltung herausforderte, von der er in seiner Abiturientenrede (1929) zu uns gesprochen hatte: „Ihr könnt der Menschen Knechte werden, aber ihr könnt auch Knechte Menschen werden!“ Oder: „Ich sage euch nicht ‚Lebt wohl‘, denn ihr sollt nicht wohl leben. Aber ich sage: ‚Lebt tapfer!‘“ Was unter Tapfersein hier zu verstehen ist, hat nichts mit einem Hinweis auf ‚Heldentum‘ zu tun. Es ist die Tapferkeit der

Wie ein Sendbote der Heimat

Das Goldene Abitur der ehemaligen Ernst-Wiechert-Klasse

Münster (Westfalen) — Die nach unserem Abitur von Ernst Wiechert in der Aula des Königsberger Hufengymnasiums gehaltene „Abschiedsrede an die Abiturienten“ (Februar 1929) wurde zu einer weit in die Zukunft weisenden Mahnung der Jugend der ganzen Welt. Es sind Sätze darin enthalten, die, zusammen mit den drei folgenden „Reden an die deutsche Jugend“ (1951), weit über Deutschlands Grenzen hinaus die Jugend mindestens aller europäischen Länder angingen und — eine Zeitlang wenigstens — tief bewegten. Uns, die wir sie vor fünfzig Jahren als Ernst Wiecherts Abiturienten hörten, wurde sie — für jeden auf andere Art — zur Verpflichtung, und es braucht nicht erwähnt zu werden, daß fünfzig Jahre an uns seitdem nicht ohne weitreichende Entscheidungen vorübergegangen sind. Von den damals 21 Abiturienten trafen sich jetzt in Münster acht, die übriggeblieben sind, darunter einer, der als pensionierter Arzt extra aus der „DDR“ herüberkam. Insgesamt gab es zwei begründete Absagen. Die übrigen Mitschüler sind gefallen bzw. gestorben.

Oberstarzt a. D. Dr. Erwin Hahnke hat in gemeinsamer Beratung mit mir die Hauptlast der Vorbereitungen getragen und das Treffen zu einem unvergeßlichen Erlebnis werden lassen. Unmöglich ist es, alle Einzelheiten zu erwähnen. Zusammenfassend aber darf ich sagen: Acht durch Leben und Schicksal geformte Menschen trafen sich und erschraaken darüber, daß sie zum Teil einander nicht wiedererkannten, so sehr hatte das Leben sie verändert. Acht eher ironisch-kritische Menschen, denen eine falsche Feierlichkeit völlig unmöglich war, weil sie ohne Unterschied zu Persönlichkeiten gereift waren, die der Phrase gegenüber immun waren. Offen und freimütig waren die Gespräche über das Zurückliegende, in immer neu sich bildenden Gruppen (zusammen auch mit den Ehefrauen) von einer ins Entscheidende dringenden Tiefe, wobei nicht nur Namen wie Ernst Wiechert, Walter Postelmann, Hugo Hartung und Ernst-Georg Handschuck (von zahllosen anderen unserer Lehrer zu schweigen) eine Rolle spielten, sondern darüber hinaus besonders das Schicksal der Gefallenen und Gestorbenen, an die wir in einer Schweigeminute gedachten. Weit ins Menschliche, ins Berufliche, ins zum Teil Tragische oder Metaphysische führten die Gespräche hinein, bis am ersten Tag ein

Höhepunkt des Treffens damit begann, daß ein „Kiepenkerl“ aus Münster, ein Bäckermeister von echtem Schrot und Korn, herinkam, die „Kiepe“ (den Tragkorb mit Geschenken) auf dem Rücken, eine lange Tabakspfeife in der Hand, und — als Westfale — zu uns Ostpreußen in einer begeisternd warmen Ansprache (in westfälischem Platt) vom Sinn unseres Treffens und von der Verpflichtung unserer Heimat gegenüber sprach, von Kant und Hamann, von Lovis Corinth und E.T.A. Hoffmann, von Herder und Käthe Kollwitz, von den großen preußischen Königen und besonders der Königin Luise, von der wunderbaren ostpreußischen Landschaft, der Kurischen Nehrung zum Beispiel, von allen bekannten ostpreußischen Städten, die er auswendig aufzählte, besonders aber von der warmherzig-gastfreundlichen, im ganzen damaligen Reich bekannten vorbildlichen Lebensart und Kultur der Ostpreußen überhaupt. „Das Vergangene, ihr lieben Abiturienten“, endete er, „verpflichtet. Ihr seid für unser vielfach zersplittertes Vaterland ein Vorbild der Treue geblieben, die uns mehr bedeutet als bloßes parteipolitisches Geschwätz. Seid dankbar für alles, was ihr empfangen habt, und nehmt die Geschenke, die ich als ‚Kiepenkerl‘ verpflichtet bin, euch zu geben, so entgegen, wie ich es immer tue, wenn ich sie austeile: Mit einem warmen, für alles Gute aufgeschlossenen Herzen.“

Damit öffnete er seinen Korb, nahm eine Flasche Bärenfang (Mischkinnes) heraus, ließ einschenken und die gefüllten Gläser herumreichen, während er selbst eine größere Schachtel mit Königsberger Marzipan herumgehen ließ, mehrere Dosen mit Königsberger Fleck verteilte und Frau Dr. Hahnke Blumen überreichte. Er blieb noch eine Zeitlang, dann verabschiedete er sich mit herzlichen Wünschen von uns allen — wie ein Sendbote aus der Heimat.

Gespräche bis in die Nacht hinein, am nächsten Tag Besuch des Zoos und der Innenstadt mit der Besichtigung der bedeutendsten Kirchen und des Rathauses. Abendessen bei Pinkus Müller, dem alten Studentenlokal, Rückfahrt in unser Hotel und letzte gemeinsame Gespräche. Am nächsten Vormittag die Abschiedsstunde bei Dr. Hahnke, der Dank an ihn und seine Frau. Zuletzt das gemeinsame Gedenken an Ernst Wiechert.

Gerhard Kamin

Dank und Vermächtnis / Von Gerhard Kamin

Der Verfasser des folgenden Beitrages, Studienrat Gerhard Kamin, jetzt in Düsseldorf-Stoikum, war vier Jahre hindurch in Königsberg Schüler von Ernst Wiechert; er war mit ihm aufs engste befreundet.

Für die ihm Nahestehenden kam die Nachricht nicht überraschend, sie wußten, daß mühsam und mit letzter Anstrengung nur das letzte und göltigste Werk, die „Missa sine nomine“, beendet worden war, sie nahmen täglich teil an den Schmerzen, die danach begannen, am Ende seines Lebens nun nach allem auch die quälenden Schmerzen des Körpers und die Lähmung der Glieder, und sie waren erschüttert, als sie erfuhren, mit welcher unsäglichem Geduld auch dieses Letzte getragen wurde und wie er bis zuletzt am Schicksal aller Getreuen und Freunde noch teilnahm und sich um sie sorgte. Und wir wollen nun nicht, nachdem dieser Mensch phrasenlos und in einmaliger Vorbildlichkeit sein Leben dem Dienst an der Menschheit hingegeben hat, mit einem Ruhmes- und Lobeshymnus beginnen, der ihm uneingeschränkt während seines Lebens niemals zuteil wurde, sondern wir wollen das tun, was er uns alle ein Leben lang und uns, die wir seine Schüler sein durften, in den Jahren der engsten Verbundenheit gelehrt hat: in der Stille und in der Unauffälligkeit das unsere zu tun, diesmal nun allerdings und als im Tiefsten Bewegte und von ihm Verwandelte in der Liebe und in dem Bekenntnis zu ihm, der nun gegangen ist und der nicht mehr für uns eintreten und bittere Stunden durch seine Nähe uns „sanfter“ machen kann.

Wir wissen, daß die Jugend, die einmal ihm zu Füßen saß und in verwundertem Schrecken anfangs und dann in niemals endender Dankbarkeit sein Wesen und Wirken erfuhr, heute noch es als eine besondere Gunst und vielleicht als eine Gnade betrachtet, daß einmal Großes an ihr geschah. Daß einer kam und nicht als Lehrer und „Erziehungsberechtigter“, sondern als Liebender,

Helfender und sich Verschwendender vieler Jahrgängen unserer Schule sich hingab, als ein gütiger und der Jugend und ihrer Zukunft dienender Mensch, als ein ganz stiller und in sich Versunkener, der an jedem Morgen wie aus den großen Wäldern seiner Kindheit auftauchte, Tau noch auf seinen Füßen den Glanz der Morgenröte in seinem Gesicht und das Geheimnis eines unzweifelhaften Wissens oder Ahnens in seinen Blicken. Der dann unter den jungen Menschen wie einer saß, der von Gesicht zu Gesicht abtastend die Bankreihen entlang sah, prüfend ob es sich lohne — und er wußte ja, wiewohl es sich lohnte —, und der zu erkennen versuchte, worauf sie nun warteten, und daß es mehr war, als was wir von anderer erwarteten. Der dann die ganz verborgene Fülle seines liebenden Herzens vor uns öffnete, behutsam, von einer alle gelehrte Pädagogik übersteigenden Klugheit, von der sicheren Instinkt desep geführt, der in aller

Gott mehr gehorchte als den Menschen und der davon überzeugt war, daß mit jeder Jugend und mit jeder neuen Generation einmal das Große beginnen könnte, auf das eine gequälte Menschheit und der Aufschrei der Jahrhunderte wartete. Daß einmal aus ihr die Berufenen und Tapferen auferstehen würden, die mit den gütigen und ganz erschrockenen Herzen, die bis in den Tod Getreuen, die Phrasenlosen, die Gehorsamen und alle, die Gott und den Menschen auf eine stille Weise und über das Maß der Alltätlichkeit hinaus dienten, sich hingaben und verschwendeten, damit die Kommenden es leichter hätten und die nach ihm Kommenden wüßten, wie man der Menschheit Leid und Tränen ersparen könnte.

Wir wissen, was er uns einmal bedeutete, und wir wissen, was er der heutigen Jugend als Vermächtnis hinterläßt. Und es ist uns nun schon Aelteren ein Trost zu sehen, wie auch die heutige Jugend an dem Werk des Verstorbenen nicht nur nicht vorbeigeht, sondern mitunter in heiliger Scheu erkennt, daß hier auch ein Vermächtnis auch für sie hinterlassen ist. Wie sollte es auch anders sein? Ist nicht gerade das letzte Werk des Dichters ein beschwörender Aufruf an die Jugend der ganzen Welt, nun die Spaten in die Hand zu nehmen und mit dem Neuen zu beginnen?

Das ist das Größte vielleicht am Leben dieses Menschen gewesen, daß er von seinen Anfängen an bis zu seinem Ende Treue bewahrt hat, im Handeln, im Bekennen, im Erleiden, im Glauben, im Schweigen und nicht zuletzt und am überzeugendsten in seinem Werk. Daß bis in die letzten Einzelheiten der Sprachbilder und Gestalten alles nur ein

DIE STILLE STUNDE

Unterhaltungsbeilage der Ostpreußen-Warte

„Was ich pflanze, wächst . . .“

Aus unveröffentlichten Briefen Ernst Wiecherts

Hof Gagert, am 20. Mai 1943

Liebe Frau K.,

seien Sie herzlich bedankt für Ihre guten Wünsche und die schöne Treue, die Sie mir noch bewahren. Auch G. hat den Tag nicht vergessen, und ich habe ihm schon geantwortet.

So schön und still wie diesmal war es schon lange nicht, und wir saßen unter dem großen Apfelbaum unter der Altane, der noch mit Blüten bedeckt ist.

Ich habe mir am 18. (Geburtstag) gedacht: was ich pflanze, wächst, und was ich geschrieben habe, wirkt. Weshalb sollte ich also klagen?

Seien Sie tapfer und haben Sie Geduld. Es kommt alles zu seiner Zeit.

Mit herzlichen Wünschen Ihr Ernst Wiechert.

Hof Gagert, am 20. Juli 1943

Mein lieber G. K.,

sehr vielen Dank für Ihre Grüße, die gestern ankamen. Zwar stammen sie vom 5. Juli, doch denke ich zuversichtlich, daß Schild und Mauer um Sie gestanden haben und noch stehen werden. Was für komische Gedanken hat man sich doch von der russischen Kraft und dem russischen Leidenswillen gemacht, und nur wir, die wir nicht „man“ waren, wußten es besser.

Ich denke an den Juli 1917 bei Smorgon-Krewo, und es schaudert mich noch heute, wenn die versunkenen Bilder aufsteigen: die zerfetzten Wälder, die verlassenen Dorfränder, wo in den Schützenlöchern eine grüne Schnapsflasche lag, die Geländebüsche, die vielen, vielen Toten, und der leise Duft der Verwesung über den glühenden Feldern. Auch der Sommer kann ein böses Gesicht haben, und das liegt doch nicht in seinem Wesen.

Ja, nun ist der Vorhang im Fallen, und es wäre sehr schön, Sie bekämen Ihren Urlaub

Ernst Wiechert spricht zu uns

Ein Volk kann seine Könige entthronen und stärker, ja besser werden, aber ein Volk, das die Dichter des Zwecklosen entthront und zu ihnen spricht: „Geht nun sterben, unnütz seid ihr in unsrer Welt!“, kann wohl mächtiger und reicher werden, aber es hat eine Erstgeburt verkauft, und in seinem Mark ist der Totenwurm der letzten Tage.

*

Nur zu dem, der nicht fragt, kommen alle Geheimnisse.

*

Die Guten sind es, die das Leben fortführen und bewahren. Und auch die Resignation ist nichts anderes, als die Vielen dahinfahren zu lassen wie ein Stück Rinde im Strom und sich an die wenigen Guten halten, an drei, an zwei, ja auch nur an einen. Das wahre Leben hat niemals auf etwas anderem geruht als auf diesem Wenigen. Der Fortschritt ruht auf dem Vielen, das Bequeme des Lebens, das Laute, Glänzende, der Ruhm, der Krieg. Aber nicht das Eigentliche, das Wahre, das, um das es sich zu verzehren und zu fallen lohnt.

*

Nur wer die Herzen bewegt, bewegt die Welt.

noch, ohne fürchten zu müssen, am nächsten Tag zurückgerufen zu werden.

Aber unsere Herzen wollen wir trotzdem fest und zuversichtlich halten. Auch wenn ich seit gestern Fruchtee rauche, statt ihn zu trinken. Das ist bitter für mich, aber einmal mußte es wohl sein, und bis meine Tabakstauden reif sind, dauert es noch einige Monate.

Es ist möglich, daß eins oder das andere meiner vergriffenen Bücher in der Schweiz herauskommt. Da es Devisen gibt, hat man hier nichts dagegen, und ich selbst komme vielleicht über die größten Sorgen hinweg.

Aber alles das bleibt doch wie in wesenlosem Scheine. Der Phlox, der sich öffnet, der weiße Kaktus, der in der Nacht das ganze Haus mit herbem Duft erfüllt, die reifenden Beeren: das sind die wirklichen Dinge, die unveränderlichen, die wir Menschen nicht beeinflussen. Und an sie uns zu halten, tut uns allen not.

Leben Sie behütet, und möchte das Bild der Ihrigen immer wie ein Stern über Ihnen sein. Bis wir uns wiedersehen.

Alle herzlichen Wünsche Ihr Ernst Wiechert.

Hof Gagert, 13. Dezember 1943

Mein lieber G. K.,

seien Sie sehr bedankt für Ihren Brief vom 16. November, der erst vorgestern hier ankam. Natürlich hat er mich mit Sorge erfüllt, aber doch habe ich die feste Hoffnung, daß nach aller Finsternis das Licht Ihnen wieder scheinen wird. Wer wüßte wohl besser als ich, daß die Flügel der Verzweiflung uns umschatten können, und doch lebt tief in unserer Seele die erste Mahnung, uns nicht zu beugen, sondern stärker zu sein als das andere, weil wir fühlen, daß wir eben mehr wert sind als das andere.

Sie wissen, daß meine schwersten Erinnerungen nicht dem Kriege angehören. Was vor fünf Jahren war (Konzentrationslager), war um das Unendlichfache schwerer als der Krieg. So krank, daß der Tod fast unvermeidlich vor mir stand, ein ganz einsamer und verlassener Tod. Aber keine liebende Hand um mich, sondern eine Atmosphäre des Grauens. Und doch habe ich

mich still auf das Letzte vorbereitet und wußte, daß ich es in guter Haltung bestehen würde, weil ich eben wußte, daß die Seele dazu verpflichtet war.

Seien Sie getrost. Das Längste liegt hinter Ihnen. Das andere, Frau und Kind und Welt des Hauses, bleibt immer noch schwer genug, aber man darf den Stern nicht untergehen lassen.

Alle meine guten Gedanken werden am Heiligen Abend zu Ihnen gehen, während ich das Evangelium vorlesen werde. Mit schwerem Herzen, aber doch mit tapferem Herzen, und ein Schimmer dieser Tapferkeit soll über Berge und Täler zu Ihnen kommen und Ihnen das Herz erwärmen.

Leben Sie behütet, und einmal wird die Sonne wieder auf Ihre Wege scheinen und das bestandene Leid als eine süße Frucht in Ihre Hände fallen.

Immer Ihr Ernst Wiechert.

-128-

Hof Gagert, am 29. August 1944

Mein lieber G. K.,

sehr vielen Dank für Ihren Brief vom 15. Daß Sie nun so viel näher Ihren Lieben sind, auch wenn Sie sie im Augenblick nicht sehen können. Und daß Sie heil aus allen schweren Wochen herausgekommen sind. Es vollzieht sich nun alles, was ich gedacht habe, und Sie müssen ruhigen Herzens Ihren Teil daran erfüllen. Ich hoffe, daß die Ihrigen schon heraus sind (nachdem sie mit Ihnen noch einmal zusammen waren) und daß Sie sie ohne Bedrückung in die Fremde gehen lassen. Auch daß Sie ohne Bedrückung aufgeben, was Sie besaßen, wenn es nötig sein sollte. Es geht nun um so große Dinge, daß wir nach anderen Maßstäben rechnen müssen als bisher. Und wer jung ist, gewinnt alles Verlorene wieder, wenn auch mit Schmerzen. Seien Sie nur guten Mutes und denken Sie immer daran.

Ich liege nur seit dem 14. jeden Tag im Liegestuhl unter meinen Apfelbäumen und versuche, mein Magengeschwür auszuheilen, das der Röntgenarzt sofort als die Quelle aller Übel erkannt hat. Keine Arbeit, nur Stille, Diät, fünf Zigaretten täglich usw. Es tut mir leid um meinen Garten, aber es ist wieder schön, still zu liegen, zu lesen, den Bienen zuzuhören und zu denken, daß das Schicksal ja auch ohne unser Zutun seinen Weg geht. Und um mich selbst mache ich mir die wenigsten Gedanken, habe auch fast gar keine Schmerzen.

Gerüchte besagen, daß Ostpreußen nun geräumt wird von der Zivilbevölkerung, aber ich weiß es nicht, und unsere Verwandten haben es auch noch nicht geschrieben. Wie es bei dieser aufs höchste gespannten Verkehrslage gemacht werden soll, ist mir nicht klar, aber ich hoffe, daß es gemacht wird, wenn es nötig ist. Nach dreißig Jahren also wieder einmal. Aber damals waren die Meinigen jung, und nun sind sie alt.

Hier scheint seit drei Wochen endlich die verspätete Sommersonne, vom Morgen bis zum Abend, und für mich in meinem Liegestuhl ist es gut so. Die Eichelhäher lärmen schon und sehen nach, ob unsere Walnüsse reif sind, und am Morgen liegen die Frühnebel über den Tälern. Aber es ist schön, und manchmal denke ich, mit welchen Augen ich das im nächsten Jahr betrachten werde. Aber nur manchmal. Man soll nicht neugierig sein, vor allem nicht gegen das Schicksal.

Leben Sie behütet und seien Sie in alle herzlichen Wünschen eingeschlossen

Ihr Ernst Wiechert

Hof Gagert, am 18. Dezember 1945

Mein lieber G. K.,

nur dies kann ich heute sagen, daß ich unendlich glücklich für Sie alle bin und daß das traurige Weihnachtsfest mir viel leichter und schöner werden wird, seit ich weiß, daß Sie alle wieder vereinigt sind.

Möchte das Licht Ihre Herzen erwärmen nach so viel Kälte, Angst und Plagen, und möchte ein schönes Leben für Sie wieder beginnen.

Ihnen allen dreien alles Herzliche von Ihrem
Ernst Wiechert.

Diese Briefe Ernst Wiecherts werden hier zum ersten Male veröffentlicht. Die Originale befinden sich im Besitz unseres Mitarbeiters Gerhard Kamin; der Abdruck erfolgt mit dessen freundlicher Genehmigung.

GERHARD

KAMIN / DÜSSELDORF

Ernst Wiedert und wir

Seit der „Rede an die Jugend“ sind nun vier Jahre vergangen, und es ist wieder still um Ernst Wiedert geworden, wenn auch hier und dort eine Woge der Entrüstung gegen ihn anschwillt und wieder verebbt. So still wie in den langen Kriegsjahren, als sein Schweigen „befohlen“ war und neue Manuskripte auf dem Hof Gager vergraben werden mußten, um sie vor zugreifenden Händen zu schützen.

Eigenartig und fast unheimlich das Leben dieses Menschen, der in einer Zeit der Verwirrung jahrelang und bis heute die Wahrheit sagt, Unrecht leidet, Gerechtes bekennt und täglich dem Tod auf eine andere Weise ins Gesicht sah als Fanatiker einer Idee. Mächtiger, gramvoller, wissender, aber auch unerbittlicher und der Erkenntnis dienend, daß man Gott ohne Zweifel mehr gehorchen müsse als den Menschen.

Nun wissen wir, welchen Zweideutigkeiten in der Auslegung eine solche Haltung immer unterworfen gewesen ist und wie berechtigt in vielen Fällen hierin ein Mißtrauen sein kann. Und es hat sich in dem Verhältnis eines Volkes zu einem seiner stillsten und bescheidensten Dichter nun leider dieses Mißtrauen eine Zeitlang zur Mißachtung gesteigert, die ihre Beweisgründe eben an Hand der Forderungen der christlichen Lehre sicher in der Hand zu haben glaubte. Es ergab sich nämlich der für uns unangenehme Tatbestand, daß der Dichter sich in Gram und Schmerzen von einem Teil dieses Volkes abwandte, nachdem er, ohne Verständnis zu finden, ihm die Liebe gepredigt hatte und die Rückkehr zum reinen Bild Christi, das allein uns zu reinigen und zu verwandeln vermöchte. Er hätte sich nicht ablehnen dürfen, sagen wir, und einige sagen es im Brustton einer ganz unzweifelhaften Wichtigkeit ihrer Ueberzeugung. Nur vergessen wir zu fragen, was wir hätten tun können, um diese Abkehr zu verhindern, wir, die wir anscheinend so sicher der Gnade teilhaftig sind und ohne Schuld an einem Menschen glauben vorübergehen zu dürfen, der „als eine Stimme eines Predigers in der Wüste“ sich in Liebe und Hingabe für uns jahrelang verschwendet hatte. Es ist dies eine vielleicht peinliche Frage, aber darf ein „christliches Volk“ schweigend und hart an einer Stimme vorübergehen, die in Erzählungen wie „Das Heilige Jahr“, „Tobias“, „Tante Veronika“, „der Todeskandidat“ und der „Kinderkreuzzug“ das unantastbare Erbe christlicher Liebe und Erlösung vielen Menschen der ganzen Welt als wirkliches Vermächtnis hinterlassen hat?

Wie aber wird man entgegen, steht es nun in Wahrheit mit dem Christentum dieses Dichters? Haben wir nicht gegenteilige Beweise in anderen seiner Bücher (dem vielbesprochenen Pfarrer Agricola in den Jerominkindern zum Beispiel), die uns vor solcher Verkündigung beinahe warnen? Es ist nicht zu leugnen, der Seinsgrund, von dem sich die Gestalten seiner Dichtungen lösen, ist mannigfaltig und erscheint nicht in mustergültiger Eindeutigkeit. Er tut dies aber bei kaum einem Dichter, solange er ein Mensch ist, der sich berufen fühlt, die harte Wirklichkeit und Vielgestaltigkeit des Lebens in seinen Dichtungen zu einer höheren und gültigeren Wirklichkeit zu verwandeln und in ihrer Abhängigkeit von der großen Gerechtigkeit und Notwendigkeit göttlicher Pläne zu zeigen. Es geht nur darum, zu erkennen, ob die Liebe, die maßlose Liebe, über dem anscheinenden Dunkel des dichterischen Geschehens wacht oder die Willkür und ob die Gesetze heiliger Ordnungen letztlich aufgezeigt oder angezweifelt werden, und hierin besonders zeigt sich Ernst Wiederts unantastbare Bedeutung: daß er nicht nur und immer aus der Liebe schreibt, sondern daß er auch so lebt, wie er schreibt, und vieles zu sagen mehr als andere berechtigt ist, weil er nur das schreibt, was er gelebt, durchlitten und vor seinem sehr wachen Gewissen erprobt hat.

Wie viele Menschen in ihren bittersten Stunden sich Trost aus Ernst Wiederts Dichtungen geholt haben, wissen in Deutschland sehr viele. Aber wenige wissen, wie dieser Dichter nun eigentlich lebt und ob am Ende nicht doch jene recht haben, die seine Dichtung wie sein Leben als einen schönen Traum bezeichnen, in Formung und Geste meisterhaft, aber am Ende

nicht stichhaltig, ein „duftiges Gewebe“ voller Schönheit, aber ohne letzte Verpflichtung.

Wäre es so, wie anders hätten seine Entscheidungen in den bittersten Jahren seines Lebens sein müssen, als sie es wirklich waren! Aber statt der geschickten und schönen Worte anderer trug er die Qual des Konzentrationslagers, statt vieler Reden der Gewaltigen ging er ins Schweigen und litt, statt der Träume und Illusionen von Fantasten saß er in seiner Kerkerzelle und richtete sich an den Propheten auf, am Buche Hiob und am Evangelium Christi. Es konnte also wohl nicht alles so gewesen sein, wie es die Literaten meinten, als sie damals ihn als „Degenerierten“ und „merkwürdiges Subjekt“ bezeichneten. Und es war wirklich nicht so. Es war ganz anders. Es war so, wie wir es sehen durften, die in seiner Nähe blieben, die seine Freunde waren und die er in aller Not noch zu trösten und aufzurichten vermochte mit mahrender Geduld und unversiegbarer Liebe.

Wer lebte damals so wie er als ein Gezeichnete, Geprüfter und Behährter? Wer hatte ein Recht, mit dem Finger der größeren Gerechtigkeit auf ihn zu zeigen und ihn etwa im Namen Christi zu schelten?

Man lese in „Jahre und Zeiten“, wie es wirklich gewesen ist. Aber man wisse auch, daß dieser Mensch täglich mit der Bibel lebte, wie wir es erlebt haben, wenn wir zu ihm kamen und sie immer in der großen Bibliothek auf einem besonderen Tisch liegen sehen, für ihn und uns zum Gebrauch. Und man nehme sehr wörtlich und verbindlich, was er zum Beispiel in „Jahre und Zeiten“ über den Wandel in seinem Glauben schreibt zu jener Zeit, als er als Erzieher im Hause des Barons Grotthuß tätig war: „Es war nämlich unter dem Einfluß der tiefen Gläubigkeit, die das ganze Haus erfüllte, auch im Kellergöben ein Wandel mit mir vorgegangen. Es hatte mir zum Beispiel einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, was mir einmal wie eine schwere Beichte erzählt worden war. Die älteste Tochter Grotthuß, ein etwa zwanzigjähriges Mädchen von großer Schönheit und Lieblichkeit, wie die Bilder zeigten, war in Kurland kurz vor der Revolution mit dem durchgehenden Reitpferd gestürzt und nach ein oder zwei Tagen an ihren Verletzungen gestorben. Sie war das Lieblingskind des Barons, und dieser Tod hatte ihn mit einer schrecklichen Schärfe getroffen. Aber als der letzte Atemzug des Kindes erloschen war, hatte er sich von der Seite des Lagers erhoben, war in sein Zimmer gegangen, hatte sich zu Tode erschöpft auf sein Ruhelosa gelegt und still vor sich hingesprochen: „Großer Gott, wir loben Dich...“ Darin lag für mich eine Größe und ein Behütetsein des Herzens, die ich kaum zu begreifen vermochte. Es war nicht Lehre oder Dogma, sondern eben Gläubigkeit. Eine Gläubigkeit, die den ganzen Seinsgrund so durchtränkt hatte, daß kein Zweifel, kein Schicksalsschlag ihm etwas anzuhaben vermochte.“

Er befindet sich, so ist es mir immer erschienen, solchem Glauben gegenüber oft in einem scheuen Abstand, als habe er geduldig und ganz ohne gewaltsame Versuche auf die Stunde zu warten, die auch ihn einmal in die Mitte einer solchen Gnade nimmt. Aber er weiß, daß es keinen anderen Glauben für uns geben kann, und er findet an den wichtigsten Stellen seiner Dichtungen einen vorweggenommenen Ausdruck für alles, was ihn erfüllt, wenn er zum Beispiel besonders in Erzählungen immer wieder vom Erlöser und Heiland spricht und an einer Stelle der Jerominkinder den jungen Pfarrer Tobias vor seiner stillen Gemeinde predigen und ohne Zweifel das tun läßt, was der Pfarrer Agricola nicht tun kann: „Er predigte nicht, er legte nicht aus, er ermahnte und beschwor nicht. Er las nur die alten Worte vor. „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen, wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Dann legte er die Stirn auf seine gefalteten Hände, die auf dem Kanzelrand lagen, und blick so eine Weile, und die Leute von Sowirog taten in ihren Bänken dasselbe. Und darnach reichte er ihnen still das Abendmahl, und es war ihnen allen, als

FORTSETZUNG.

lächelte er über dem silbernen Kelch, so voller Freude war sein Gesicht."

Ist es nicht derselbe Tobias, der in der Rede an die Jugend mit den Worten zu uns spricht: „Wie der Haß tausendfältig aufgegangen ist, den sie gesät haben, so wird die Liebe aufgehen, die ihr säen sollt, nur daß sie hunderttausendfältig aufgehen wird. Wer hat uns zugesagt, daß wir ernten sollen? Aber wir haben Gott zugesagt, daß wir säen wollen, und dies soll das Werk eures Lebens sein. Die Spaten der Totengräber sind zerbrochen, laßt uns die Spaten der Auferstehung in die Hand nehmen."

Wer nun fast fünfundzwanzig Jahre hindurch miterlebt hat, wie solche Zuversicht und solcher Glaube immer mehr das Leben dieses Dichters erfüllt hat, erschrickt vor der Blindheit, mit der auch Christen achselzuckend und bedauernd an ihm vorbeigehen können. Auch ein Dichter erhält seine Berufung von Gott, auch er gehört als Handelnder, Leidender und Bekennender zur „Gemeinschaft der Heiligen“, um die wir bitten, auch er bedarf als ringender und sich hingebender Mensch des Vertrauens. Aber was wichtiger ist: wenn er uns einmal

in unseren Tiefen bewegt und erschüttert hat, sind wir ihm verpflichtet, wenn nicht zum wirklichen Dank, so doch zur Liebe, jener Liebe, die mithilft, Mißtrauen und Haß zu beseitigen und neue Liebe zu säen.

Wir wissen sehr wohl, wie sehr auch ein Berufener in Schuld und Irrtum fallen kann. Wir wissen, wie groß die Gefahr der Einsamkeit und Isolierung für ihn werden kann, und eben darum sollten wir ihn davor bewahren und doppelt seine Liebe sowohl wie sein tapferes Handeln entgelten. Und wir sollten nicht stolz darauf sein, wenn in der Presse mitunter auch aus einer betont christlichen Haltung heraus ein Mensch geschmärlert wird, der nicht das Seine gesucht hat und seinem Vorbild gemäß uns als feinen Abiturienten in seiner Abschiedsrede vor zwanzig Jahren das verpflichtende Wort mitgab: „Ihr sollt nicht wohlleben, lebt als Verkündiger..."

Wir möchten hoffen, es könnte das Jahr und der Tag kommen, wo Ernst Wiechert wieder einmal in Deutschland zu uns sprechen wird, auch er als ein Verwandelter und Verzeihender, dem wir dann die Hand der Liebe reichen können, die er so sehr um uns verdient hat.

Von Ernst Wiechert

gelesen.

„Ich geh' durch meine Einsamkeit“

Dem Dichter Ernst Wiechert zum Gedenken — Letzte Gedichte seiner Frau Lilje Wiechert



Ernst Wiechert: Nach Gemälden von Leo v. König ...

Nichts ist so schwer, wie über Gedichte zu schreiben. Nichts auch so gewagt, weil es an das Zarteste rührt, was schöpferischer Kraft gewährt wird. Wenn Goethe sagt: „Dein Gedicht sei wie ein Hauch“, so kommt er damit der eigentlichen Aufgabe des Gedichts, seiner schwebenden, nur in Stunden der Gnade empfangenen Weite und Tiefe am nächsten. So auch, wenn er sagt (verkürzt): „Gedichte sind gemalte Fensterscheiben ...! Kommt aber nur einmal herein! Begrüßt die heilige Kapelle! Da ist's auf einmal larbig hell, Geschicht' und Zierat glänzt in Schnelle, bedeutend wirkt ein edler Schein; Dies wird euch Kindern Gottes laugen, erbaut euch und ergötzt die Augen!“ Das wußte Agnes Miegel so gut wie Annette von Droste-Hülshoff, die, blickt man auf ihre Gedichtkonzepte, in mühevoller Kleinarbeit daran so sehr gefeilt hat, bis der ‚Hauch‘ übrig blieb und alles ihm Zer-

kritik wie bei ihren Ombildern und Bleistiftskizzen, besonders auch bei ihren Tomplastiken, deren letzte und gütigste die Marmorplatte ihres Grabes schmückt: das Antlitz ihres Mannes, dem sie als Gefährtingedient hatte, solange sie es durfte. Auch sie erkannte es, als die Zeit kam, wo ihre schöpferische Kraft nachließ. Ihr Lebensende war nach dem Tode ihres Mannes eine einzige, unaufhörliche, ritterlich-tapfere Klage. Statt neuer Gedichte schrieb sie in ihr Tagebuch unvergängliche Verse großer Dichter aller Zeiten und nur noch fünf eigene, die sie mir mit ihrem Tagebuch als Vermächtnis übergab.

Ihr Mann hatte einmal gesagt: „Alles Geschriebene kann warten ...“, weil er wußte, daß die Zeit kommen würde, wo es nach unerküßbaren Gesetzen von selbst hervortreten und sich Raum in der Welt des Geistes schaffen dürfte. Wie auch ich es erkannte, als ich ihre Verse am Anfang des Jahres wieder las und spürte: Sie gehören nicht mehr mir, die Zeit des Wartens ist abgelaufen, sie drängen darauf, aus dem Dunkel ans Licht zu kommen. Ich selbst bin nichts als der Bote, der sie weitergibt und entläßt. Der zwar sagen darf, daß sie ein einziger Sehnsuchtsruf nach dem Verlorenen und dem Heimgegangenen sind, der es dabei aber bewenden lassen sollte und nur hinzufügen darf: Lauschen auf das Vergangene sind diese letzten Gedichte, langsame Heimfinden zu dem Urgrund ihres schweren, geprißten Lebens und ein Sich-fallenlassen in die Hand Gottes.

Mögen sie so hinausgehen und so verstanden werden: Als Zeiten gelebter Gnade — im Dunkel der Gefahr, des Unzulänglichen, der Ohnmacht und Demut, besonders aber der Liebe, der wir alle unterworfen sind, solange wir leben.
Lilje Wiechert:
Ich geh durch meine Einsamkeit / wie durch ein großes, stilles Haus, / darüber

weht der Wind der Zeit / und löscht die langen Tage aus.

Der grüne Baum Erinnerung / läßt drüber seine Zweige wehn, / darinnen Licht und Dunkelheit / still wechselnd auf mich nieder gehn.

Ein goldner Vogel singt von weit, / er singt die Liebe in die Welt, / und über Baum und Einsamkeit / lautlos der Tau vom Monde fällt.

Lebe ich noch? Summ nur / am abgewendeten Ohr die Zikade? / Leer sind die Stühle, / und das Schweigen steht an den Wänden.

Die Seiten im offenen Buch / durchblättert der Wind / oder wer? Und wo war ich stehengeblieben?

Als die ersten Anseln im Weinlaub / sich zu regen begannen / und dein Atem erlosch / so sanft wie der Wind am Feldrand — / da war ich stehengeblieben.

Nun sind wir ganz alleine, / mein Haus, mein Hund und ich, / und wenn ich's innig meine, / dann denke ich an dich.

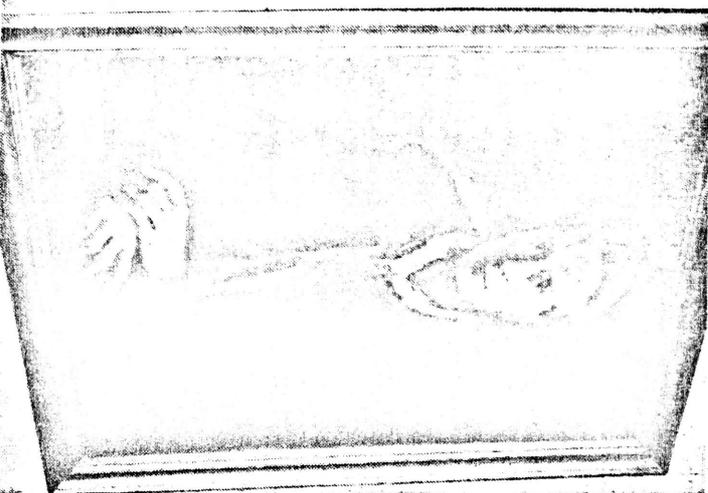
Die Zeit rührt durch die Hände / wie aus zerbrochenem Krug, / wie Blätter, die ich wende, / in einem schweren Buch.

Gib, Herr, der uns geführt / durchs Dunkel allerwärts, / so wie es Dir gebührt: / ein ritierliches Herz.

Grab in Stäfa (Ernst Wiecherts Grab):

Tief eingeschlossen liegt, was mir zur Seite / so unzerstörbar, unvergänglich schien, / wie Lindenblüthen, wie Gesang der Weite / und so unsterblich wie das erste Grün.

Tief eingeschlossen. So schließt sich die Blume, / wenn ihre Zeit vorüber und die Nacht ist kalt. / Ein ferner, unvergebener Schritt verhallt, / und still deckt alles dunkle Ackerkrume.



... im Haus Königsberg in Duisburg: Lilje Wiechert Fotos (2) Rosner

Auf eine Plastik (Ernst Wiechert dargestellt):

Immer stehst du mir zu, / doch sagst du nicht mehr: ‚Steh, / ob der Seidbast blüht, / ob die Drossel schon flötet / abends am Moor. / Und bleib' nicht zu lange fort, / es ist nun dunkel im Wald, / sieh, ob es Frühling wird / und komm bald.‘ / Von allem bist du gegangen / fernhin — wie die Flüsse ins Meer — / nun fliehen aus ewiger Stille / die Wasser mir wieder her.

Gerhard Kamlin

Jahre keinen Vers und keine Prosa schrieb, weil er ahnte: Es fehlte der Hauch der ‚Geister über den Wassern‘, das Göttliche. Ohne ihn war Dichtung Blendwerk und gefährliche Heuchelei. Das wußten ebenso begnadete Lyriker wie Friedrich Hebbel, Eduard Mörike, Ina Seidel, Theodor Fontane und Friedrich Hölderlin.

Lilje Wiechert hat, von dieser Erkenntnis durchdrungen, nur einen schmalen Gedichtband bei Kurt Desch herausgegeben. So schmal aber, so voller dichterischer Fülle ist er, so ungewollt vom Hauch des Übermächtigen bezwungen und bedrängt. Darin war sie von einer ebenso harten Selbst-

Werdet nicht der Menschen Knechte ...

Zu einer Rundfunksendung des NWDR über den Dichter Ernst Wiechert

Über dem toten Dichter geht die Welt im Getriebe der Tage ihren lärmenden Weg. Kaum hat man Zeit gefunden, den Heimgegangenen wenigstens in kleineren Veranstaltungen zu ehren, ihn zu würdigen und sich auf ihn zu besinnen. Zu still ist er für unser Zeitalter gewesen, zu lauter, zu wahr und zu fordernd. Peinlich fast auch die Stille seines Todes, von dem alle wußten und von dem doch wenig gesprochen wurde, weil er alle im tiefsten betraf und weil viele — wenigstens in der Stille nachdenklicher Augenblicke — wußten, daß er sie mehr anging, als sie wahr haben mochten. Die geduldige Zeit wird ihr Recht auf den Heimgegangenen zurückfordern, sie wird einmal nachholen, was versäumt wurde, und es wird wahr werden, was der Dichter einmal sagte: „Mit ihren Nägeln werden sie mich auszugraben versuchen, wenn sie mich werden begriffen haben ...“

Schön und der Sendung des Dichters würdig war es, daß neben den immer Verständigen und von ihm Bewegten in einer Rundfunksendung die alten Getreuen sich zu einer Aussage zusammenfanden, die behutsam, wahrhaftig und dankbar das der Öffentlichkeit zu übergeben versuchte, was einmal Wirklichkeit und Größe für sie gewesen war. Hans-Georg Zollenkopf und Werner Rockel haben dabei den Weg gewählt, der ihnen mit Recht als der geeignete erschien: mit der Selbstaussage zurückzutreten gegenüber dem, was damals längst ausgesagt war und was sie in der Form von einander begegnenden Stimmen noch einmal aufleben ließen: den gütigen, stillen, einfachen Menschen, der beschwörend und mahnend seine Abiturientenabschiedsrede an eine von ihm verwandelte Jugend richtet und dabei von Stimmen unterbrochen wird, die zweifelnd noch und zagend aus dem weiten Raum kommen und fragen, ob sie nun den rechten Weg gehen. Andere, die nachdenklich bei seinen leise den Raum füllenden Worten klagen, sie hätten nicht alles getan, um es ihm, dem Einsamen, leichter zu machen, und eine Stimme auch, die traurig gesteht, sie könne nicht als „verkündende“ leben, wie er es gefordert habe, und die zur Antwort erhält, sie wisse ja nicht, ob sie es nicht einmal können werde, vielleicht ganz am Abend des Lebens erst wenn alles Schwere und Bittere hinter ihr liege.

Nicht anders als in der später gehaltenen Rede an die Jugend wurde auch damals schon alles den jungen Menschen von ihm auf den Weg gegeben. Ein schwerer Abschied war es für sie, aber sie hatten nicht danach zu fragen, denn: „Nach euch verlangt die Menschheit, und die Menschheit ist mehr als der Mensch. Meine Freunde, es ist nicht nötig, daß es mehr Geld auf der Welt gibt, mehr D-Züge, mehr Parteien, Vereine, Weltanschauungen. Aber es ist nötig, daß es etwas weniger Tränen auf der Welt gibt, etwas weniger Unrecht, etwas weniger Gewalt, etwas weniger Qualen. Wer in diesem Jahrhundert auf die Erde tritt, hat nicht dafür zu sorgen, daß die Gemeinschaft der Satten und Zufriedenen sich vermehre, sondern daß die Gemeinschaft der Erniedrigten und Beleidigten sich vermindere...“

Auch die Stimmen der damaligen Kollegen werden laut, wohlmeinende, zweifelnde und auch böse Stimmen, die vor dem „törichten Zauberer“ warnten, der ihnen die Jugend entführte. Aber die Stimme des Heimgegangenen geht lächelnd darüber hinweg, eine nun sehr stille und demütige Stimme, und sie sagt: „Töricht zu sagen, daß ich euch etwas gegeben habe, aber nicht töricht zu sagen, daß ich euch etwas genommen habe, versucht habe, auch

etwas zu nehmen: die Angst vor den Menschen und vor dem Leben ... Werdet nicht der Menschen Knechte, sondern der Knechte Menschen, lebt nicht „wohl“, sondern lebt tapfer, lebt als Verkündiger.“

Behutsam und wesentlich auch der zweite Teil der Sendung, wo von Ernst Wiechert dem Dichter mit seinen eigenen Worten und von der Aufgabe des Dichters als eines „Berufenen“ gesprochen wurde, als eines Menschen, der heute noch die Fische für die Speisung der Fünftausend fange, der als ein Säemann unangefochten seine Saat auf den sandigen wie auf den fruchtbaren Boden streut, immer wissend, wie langsam und vereinzelt seine Saat hier und dort reife, eines Menschen auch, der immer bereit ist, Tränen zu trocknen, Hungrigen das Brot zu brechen und dem Nächsten eine Hilfe zu sein. Ein Mensch endlich, der an jedem Abend wie in der Kindheit die Bibel zu lesen als eine Selbstverständlichkeit erachtet und der wie der Freiherr Amadeus in der „Missa sine nomine“ auch nach Zeiten des Zweifels und der bitteren Anfechtung immer darauf wartet, daß „Gott wieder Platz findet in seinem Gesicht!“

Wir haben für eine solche Sendung als Ostpreußen zu danken, sie sollte uns mehr als ein Ereignis, sie sollte uns eine Verpflichtung sein, denn „wir wissen nicht, was Gott noch vorhat mit diesem Sand von Sowirog ...“

Gerhard Kamin.

10. NOV. - 1/4 1957

NOV. 1957

Gerhard Kamin

Die Glocken von Degerndorf

Es gibt Vereinbarungen der verschiedensten Art; eine solche aber, wie sie mir und meiner Frau in der Festzeit in Erfüllung ging, ist selten und soll ihren Segen weit hinaustragen in die Häuser unserer ostpreußischen Landsleute. Für sie war die Vereinbarung im weitesten Sinn gedacht.

Bevor ich vom Eigentlichen spreche, muß ich auf ein Ereignis zurückgreifen, das 1946 ein ganzes Dorf und über das Dorf hinaus ganz Bayern beglückte. Von dem Honorar, besonders des 'Totenwalds' von Ernst Wiechert, dem Bericht über seine Haftzeit im Lager Buchenwald, ließ er, der vielfach geschmähte deutsche Dichter, in Aarau (Schweiz) drei Glocken gießen im Preis von einer Million Schweizer Franken. Er schenkte sie dem Dorf, das dem Hof Gagert, seinem Wohnsitz in Bayern, am nächsten liegt und das seine Glocken im Krieg verloren hatte. Für einen Dichter ein außergewöhnliches Geschenk, wie man es, geht man die Literaturgeschichte bis ins Mittelalter zurück, in dieser Liebe und Freigebigkeit nie erwähnt findet. Ernst Wiechert selbst schreibt an dem ihm befreundeten Pfarrer des Dorfes darüber: „Sehr verehrter Herr Pfarrer Betzinger! Nachdem wir manche Stunde in ernstesten und wohl auch betrübten Gesprächen über Gegenwart und Zukunft verbracht haben, ist es mir eine herzliche Freude, heute mit einer frohen Botschaft zu Ihnen und Ihrer Gemeinde zu kommen.

Und sie heißt ohne Einleitung so: daß, wenn alles so geht, wie ich denke, Sie in ein paar Monaten die drei Glocken wieder über Dorf und Felder läuten hören, die Sie solange und so schmerzlich vermißt haben. Zwar werden es nicht die alten sein, sondern neue, aber in derselben Tonart, und sie werden in Aarau in der Schweiz gegossen werden, und ich bitte Sie und die Gemeinde, sie als Geschenk von mir anzunehmen. — Ich bitte Sie sehr, keine Worte darüber zu machen. Meinem Herzen steht Ihr Dorf besonders nahe, weil das Herz dieses Dorfes besser und reiner ist als die Herzen anderer Dörfer, die ich kenne. Weil Sie in diesem Dorfe Pfarrer sind und Sie der erste waren, der in den Zeiten der Verleumdung zu meinem Hause kam. Weil Ihr gutes Pfarrkind Maria seit Jahren für uns gearbeitet und gesorgt hat. Weil Ihr Dorf den toten Amerikanern eine Stätte auf dem Friedhof gegeben hat. Und weil noch vieles andere gut gewesen ist, was Sie alle getan haben. — Sie dürfen sich mit keinem Wort um das kümmern, was die Glocken 'kosten'. Ich kann meine Schweizer Honorare dazu verwenden, und ich weiß nicht, wie ich sie besser verwenden könnte. Denken Sie dabei immer an das schöne chinesische Wort: 'Gib denen, die hungern, von

deinem Reis, gib denen, die leiden, von deinem Herzen!' — Und dafür, daß wir alle behütet geblieben sind, kommt es uns wohl zu, auch anderen Freude zu machen. Mir aber wird es immer wie eine Krönung meines Lebenswerks sein, wenn ich zum erstenmal die Glocken über den Wald hinüber werde tönen hören."

Herr Pfarrer Betzinger schreibt dazu: „Am 3. April 1946 hat Herr Ernst Wiechert auf meine Bitte hin uns für die neuen Glocken einige Glockensprüche gedichtet. Für die Christkönigsglocke:

*Wenn nichts auf dieser Erden bliebe,
so bleibt mein Klang an jedem Ort.
Ich rufe Liebe, Liebe, Liebe
als Gottes erst und letztes Wort.'*

Für die Marienglocke (zugleich Stundenschlagsglocke):

*Ich schlage Stunden, Tage, Jahre,
der Herzen Lust, der Herzen Leid.
Ich segne Wiege, Kranz und Bahre,
ich knüpfe Zeit an Ewigkeit.'*

Für die Sankt-Michaels-Glocke (zugleich Schutzengelglocke):

*Ich hüte den Hof,
ich segne die Saat,
ich heile das Herz.'*

Bei der feierlichen Weihe der Glocken am 30. November 1947 war Herr Ernst Wiechert persönlich anwesend. Nach der Glockenweihe wurde er im Triumphzug von der Kirche im festlich geschmückten Schlitten zum Gasthof Kisler in Degerndorf gefahren, wo er dann über die weltliche Feier sehr erfreut war."

Zurück zu der Vereinbarung. Frau Maria Kölbl (in Ernst Wiecherts Brief an Herrn Pfarrer Betzinger erwähnt) war sechs Jahre hindurch der gute Hausgeist bei Richard Strauß (Garmisch-Partenkirchen) und danach acht Jahre bei Ernst Wiechert auf dem Hof Gagert, seinem Wohnsitz in Bayern. Für uns, meine Frau und mich, ist sie durch unsere häufigen Besuche auf dem Hof Gagert eine Freundin geworden, die wir, ebenso wie es Ernst Wiechert und seine Frau taten, bis heute „Mariechen" nennen. Im Laufe des Jahres 1978 kam von ihr die für uns freudige Nachricht, sie habe jetzt Telefon und könne jederzeit mit uns sprechen. Da ihr Haus, in dem sie jetzt mit ihrer Familie wohnt, ganz in der Nähe der Kirche und des Kirchhofs steht, auf dem Frau Lilje Wiechert unter den Glocken ihres Mannes ihre Ruhestätte gefunden hat, klingt das Geläut täglich zu Mariechen herüber. So vereinbarten wir Tag und Zeit, wann wir die Glocken von Degerndorf in Eutin hören würden.

Zwei Stunden sind seitdem vergangen als ich den Klang der Glocken hörte. Mariechen hatte ihr Telefon an das geöffnete Fenster gestellt. Meine Frau übergab mir den Hörer. Zunächst Stille. Dann begann langsam die Christkönigsglocke zu läuten, nur leise erst hörbar, dann lauter und tiefer die Marienglocke, danach dröhnend fast die noch tiefer gestimmte St.-Michaels-Glocke. Jetzt war es das volle Geläut, wie es man vertraut war, und klang laut in die Stille unseres Hauses. Man muß Ernst Wiechert wie ich gekannt haben, um das Ungewöhnliche zu begreifen, das hierbei geschah. Ich sah sein Gesicht vor mir und ließ meine Gedanken nach Ostpreußen wandern, nach Masuren, zur Kurischen Nehrung und zu den Toten und Lebenden unserer Heimat. Mir war, als erklang bei dem Geläut die Glocken seine Stirme über ganz Deutschland hin mit den Worten der Glockensprüche — und über Deutschland hinaus die ganze Welt. Ich stand still da, lauschte, gab meine Wünsche in seinem Namen an alle weiter, die guten Willens sind, die Welt Frieden und Liebe zu bringen; ließ die vieltönige Geläut weiterklingen, wurde von keiner Stimme unterbrochen.

Als es nach einiger Zeit verstummte, Mariens Stimme: „Ein Geschenk für Sie beide..." So war unsere Vereinbarung in Erfüllung gegangen. Sie wußte nicht, daß ich darüber schreiben würde, aber ich sage es ihr. Denn sie hat sich uneigennützig verpflichtet gemacht um den deutschen Geist in Zeiten höchster Gefahr. In der größten Einsamkeit und einer selbstverständlichen Entschiedenheit. Dieser Bericht ist ein Dank an sie — und an Ernst Wiechert. Die Glockensprüche werden so wenig verstummen wie die Sprüche, die auf ihnen zu lesen sind.